Aus Natur und Geisteswelt

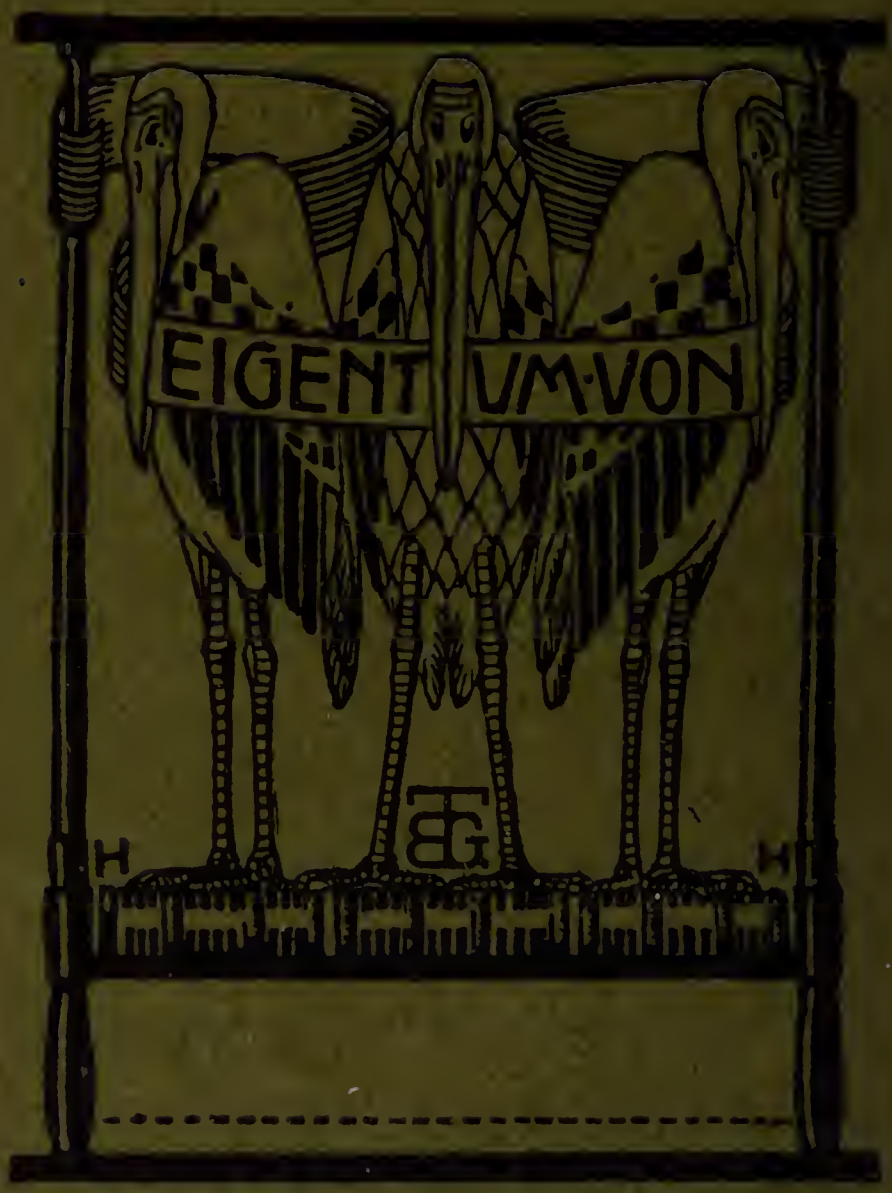
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

anxa
89-B
2103

H. S. Rehm

Deutsche Volksfeste und Volkssitten

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

G 1000 : 108.

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

die nunmehr auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken darf und jetzt zweihundert Bändchen umfaßt, von denen 40 bereits in zweiter bis vierter Auflage vorliegen, verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. So lehrt sie nicht nur die zurzeit auf jene Fragen erzielten Antworten kennen, sondern zugleich durch Begreifen der zur Lösung verwandten Methoden ein selbständiges Urteil gewinnen über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder Mensch an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, erhebt, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Freilich kann diese gute und allein berechtigte Art der Popularisierung der Wissenschaft nur von den ersten Kräften geleistet werden; in den Dienst der mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn aber auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, und die Sammlung hat sich dieser Teilnahme dauernd zu erfreuen gehabt.

So wollen die schmucken, gehaltvollen Bändchen die Freude am Buche wecken, sie wollen daran gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
214. Bändchen

Deutsche Volksfeste und Volkssitten

Von

Herm. S. Rehm
in Berlin

Mit 11 Abbildungen im Text

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1908

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorbemerkung.

Auf dem weitumgrenzten „Gebiete der Volkskunde", einer Wissenschaft, in der wir in der Gegenwart den regsten Forschungseifer sich betätigen sehen, bildet der in nachfolgenden Blättern behandelte Gegenstand einen wichtigen, wenn nicht den wichtigsten Abschnitt überhaupt. Denn was könnte geeigneter erscheinen, uns das Fühlen, Denken und Empfinden unseres Volkes klarer erkennen zu lassen als die Feste und Bräuche, die es sich geschaffen, die den innersten Kern seines Seelenlebens unverhüllt offenbaren und die daher für die Beurteilung seines sittlichen Zustandes und darüber hinaus seiner geistigen Kultur einen absolut zuverlässigen und wertvollen Maßstab abgeben.

Es kann nicht Aufgabe des vorliegenden Bändchens sein, das Thema vollständig erschöpfend zu behandeln in dem Sinne, daß jedes kleine Bauernfest sowie jeder verschollene Brauch gewissenhaft zu verzeichnen wäre. Wie die Überschriften der einzelnen Kapitel andeuten, waren dem Verfasser für die Bearbeitung des umfangreichen Stoffes große allgemeine Gesichtspunkte maßgebend; bei der Erklärung der „Bräuche" schien es ihm wichtig, das örtlich Eigenartige und Besondere gegenüber dem typisch Allgemeinen nachdrücklich hervorzuheben. Sollte hier und da eine Lücke geblieben sein, so mag die kaum zu übersehende Fülle des Materials dies entschuldigen.

Der Freund überlieferter Sitten wird es bitter empfinden, daß so viel Kernhaftes, Gesundes und poetisch Wertvolles im deutschen Volkstum den nivellierenden Zeitströmungen zum Opfer gefallen, andererseits aber auch läßt sich konstatieren, daß die Freude am Volkstümlichen in der Gegenwart wieder im Wachsen begriffen ist, ein Interesse, dessen man sich dann besonders zu freuen Ursache hätte, wenn es in dem Bestreben gipfelte, die noch erhaltenen Sitten und Bräuche vor gänzlichem Untergang zu retten.

Berlin 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest	1
II.	Lichtmeß	18
III.	Fasching	21
IV.	Frühlings- und Maifeste	27
V.	Johannisfeier	35
VI.	Das Martins- und Nikolausfest	38
VII.	Sylvester und Neujahr	44
VIII.	Kirchweih oder Kirmes	48
IX.	Schützengilden und Schützenfeste	52
X.	Bilder aus dem Zunftleben	62
XI.	Allgemeine Volksfeste	72
XII.	Das Sechseläuten in Zürich	78
XIII.	Bergmannsbräuche	81
XIV.	Hausfitten	87
XV.	Taufe	94
XVI.	Hochzeitliches	99
XVII.	Totenbräuche	111
	Register	117

Die 3 Vignetten auf Seite 1, 18 und 30 sind dem Buchschmuck von Max Wislicenus zu Vogt „Schlesische Weihnachtsspiele" entnommen.

I. Das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest.

Wie bei allen Völkern des Erdkreises, die aus einem einfachen Naturzustande im Laufe der Jahrtausende zu den Höhen der Zivilisation emporgestiegen, so nahm auch bei unsern heidnischen Vorfahren in Deutschland ihr Verhältnis zu den unsichtbar waltenden Kräften der Natur mit der Zeit ganz bestimmte Formen an, die sich in zahlreichen Festen und zeremoniellen Kundgebungen zu Ehren der verschiedenen Gottheiten äußerten. In besonders hohem Ansehen stand bei ihnen das sogenannte Julfest, die Zeit der Wintersonnenwende, zu welcher sie „ein persönliches Eingreifen der göttlichen Wesen in die menschlichen Dinge zu verspüren glaubten", wie ihrer Meinung nach die hohen Götter in den Tagen der Sonnenwende auch menschliche Gestalt annahmen und unerkannt unter ihnen einherwandelten. Daß das größte und bedeutungsvollste Fest der christlichen Kirche, Weihnachten, mit der altgermanischen Julfeier zusammenfällt, ist nicht als ein bloßer Zufall zu betrachten, vielmehr widersprach es keineswegs dem tieferen Sinne des Christentums, den Tag der Sonnenwende, den „dies natalis invicti", Geburtstag der Unbesiegten, worunter man die Sonne verstand, zu dem Feste der Erscheinung des Herrn in Beziehung zu setzen, welch letzteren man das „Licht der Welt" nannte und dessen in Wirklichkeit niemals genau ermittelten Geburtstag man leicht auf die alte Sonnenfeier übertragen konnte. Alexander Tille allerdings, dem wir eine auf gewissenhaftester Forschung beruhende Geschichte der deutschen Weihnacht zu verdanken haben, glaubt, ohne jedoch für

seine Meinung überzeugende Beweise beizubringen, eine der vorchristlichen Zeit angehörende germanische Wintersonnwendfeier bestreiten zu müssen, will vielmehr in der auch dem heidnischen Germanien nicht fremden römischen Januarkalendenfeier eine Art Vorläufer des deutschen Weihnachtsfestes erkennen.

Aus weiser Berechnung erwies sich die Kirche denn auch noch duldsam gegenüber vielen der lärmend-rohen Winterfestbräuche germanischer und römischer Herkunft, von denen sich Spuren in unserm Volkstum noch bis zum heutigen Tage erhalten haben, und erst allmählich fand sich der Übergang zu den schönen, an poesievollen Zügen reichen Weihnachtsbräuchen, wie sie den geläuterten Gefühlen unseres geistig und sittlich immer mehr erstarkenden Volkes entsprachen.

Die erste in christlich-gläubigem Empfinden wurzelnde Errungenschaft, welche die noch von heidnischen Vorstellungen beeinflußten Festsitten der früheren Jahrhunderte in den Hintergrund drängte und gleichzeitig der Kunst fruchtbare Anregungen bot, war die plastische Darstellung der Geburt unseres Heilandes in Form einer „Krippe", mit der die Klöster und sonstigen geistlichen Genossenschaften eine neue weihevolle Weihnachtsfeier eröffneten, die sich bald allgemein auch beim Volke einbürgerte, und mit welcher Inbrunst letzteres sich in den ihm so vertrauten Gegenstand vertiefte, davon legen die herrlichen Krippenbilder, denen wir namentlich in süddeutschen öffentlichen und privaten Sammlungen begegnen, Zeugnis ab.

Später, wahrscheinlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts, trat an die Stelle der Krippe, die dem Volke als Ruhelager für das göttliche Kind zu unwürdig schien, die Wiege. Zwei Klosterbrüder, einer in weiblichen Kleidern die Mutter des Herrn vorstellend, der andere als heiliger Joseph verkleidet, wiegten den Jesusknaben und sangen dabei zur Erbauung der gläubigen Menge ein Schlummerlied. Eine uns vom Mönch von Salzburg überlieferte Strophe ähnlicher Art lautet:

Joseph, lieber neve mîn
Hilf mir wiegen daz kindelin

und

Gerne, liebe muome mîn
Hilf ich dir wiegen dies kindelin.

Auch das Wort „Sausa minne", aus der Kosesprache der mittelalterlichen Kinderstube herübergenommen, findet sich in einem solch alten, durch einen innigen Gefühlston sich auszeichnenden Wiegenliede:

Sausa minne, gottes minne
nu sweig und ru!
wenn Du wilt, so wellen wir Deinen willen tun
Hochgelobter edler Fürst, nu sweig und wein auch nicht,
tûste das, so wiß wir, daß uns wohl geschicht.

„Der Deutsche — so äußert sich Tille mit Beziehung auf diese fromme Sitte, — war nicht geschaffen, in schweigender Verehrung sich Religionsübungen vorführen zu lassen. Er wollte teilnehmen am kirchlichen Brauch, wie seine Ahnen es gewohnt gewesen, er wollte mit handeln, mit Hand anlegen. Sang einmal der Priester deutsch, so sang die Menge mit. Zum Gesang aber gehörte Tanz; daß man an der Kultusstätte tanzen müsse, war selbstverständlich, so war man es von jeher gewohnt. Die Hände schlossen sich zusammen und in fröhlichem Kreistanz brauste die Menge um das wundersame Schauspiel, das statt durch verstandesmäßige Überlegung durch seine schlichte Alltäglichkeit zu dem Gemüte sprach und Gefühle reiner hervortreten ließ, die sonst in der Arbeit des gewöhnlichen Lebens immer wie von einer Staubkruste überdeckt blieben. So wurde diese Darstellung seit dem 14. Jahrhundert das wichtigste Mittel, die Menge endlich in die christliche Anschauungsweise einzuführen oder ihr wenigstens eine Art Begriff von ihr zu geben. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich der Sang. Am Ende des 14. Jahrhunderts war er so gut wie in allen Kirchen üblich."

In den nachfolgenden Zeiten waren die Gläubigen in der Kirche nicht bloß Zuschauer bei der Wiege, sondern sie glaubten dem Jesuskinde ihre Verehrung dadurch ausdrücken zu müssen, daß sie selbst die Wiege einige Male in Bewegung setzten, erst hierdurch wurde das Fest bei ihnen zu einem vollkommenen. In der bayrischen Stadt Hof führte man, wie ein dortiger Chronist zu melden weiß, am ersten Christtage in Begleitung des Wiegenliedes den sogenannten Pomwitzeltanz, an dem sich Jung und Alt zu beteiligen pflegte, auf, und in vielen deutschen Kirchen war es im 16. Jahrhundert die auf dem Altar aufgestellte Christpuppe, die man singend umtanzte. Das Kindelwiegen, das insbesondere in den Nonnenklöstern stets unter großen Feierlichkeiten vollzogen wurde, hat sich in Schwaben bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten. Noch um 1830 wurde am heiligen Abend um zwölf Uhr auf dem Turme der Hauptkirche zu Tübingen in einer kleinen mit Lichtern umstellten Wiege der junge Heiland gewiegt, während Musik den Choral: „Ehre sei Gott" blies; zum Schluß sang das unten zuschauende Volk ein wirkliches Wiegenlied. — —

Es lag nahe, die der Krippe zugrunde liegende Idee aus ihrer unbewegten Form auch ins Lebende zu übertragen, und so entstanden die Weihnachtsspiele oder Weihnachtsdramen, eine Gattung geistlicher, die Hauptmomente des Mysteriums veranschaulichenden Spiele, deren Vorkommen bis zum 11. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Zwei Freisinger Dramen, sowie der „Ludus scenicus de nativitate Domini" in den „Carmina burana" gelten als die ältesten deutschen Weihnachtsspieltexte, die sich mit zahlreichen Variationen des Themas, wie sie Zeit, örtliche Umstände, Veranlagung der Verfasser und Mitwirkenden usw. bedingten, in den nachfolgenden Jahrhunderten häuften, wobei der derb-kräftige Humor, der in manchen Szenen in Hans Sachs'scher Manier zum Durchbruche kam, nur dazu beitragen konnte, die Volkstümlichkeit dieser nach unseren Begriffen höchst naiven Darbietungen zu erhöhen. Von großer Originalität ist das uralte Spiel der Bauern von Oberufer bei Preßburg, wie es uns Ebeling, von Rheinsberg-Düringsfeld u. a. eingehend geschildert, und das neben seiner allgemeinen, kulturhistorischen Bedeutung auch als Dokument deutschen Lebens und deutscher Gesittung in Ungarn von Wichtigkeit sich erweist. Die Mitwirkenden bei dieser seltsamen Weihnachtskomödie, die sich als eine Kombination des alten Christgeburt- und Paradiesspieles darstellt, versammeln sich bereits im Oktober bei einem Lehrmeister, der mit ihnen die Rollen einübt. „Zum Vortrag gehört, daß alles nach einem gewissen Rhythmus skandiert und in vier Schritten hin und her gehend gesagt wird, so daß auf jeden Schritt ein Versfuß fällt und bei dem vierten, welcher den Reim trägt, der Redner sich rasch wendet. Nur die heiligen Personen „sagen" nicht, sondern „singen", marschieren aber dabei ebenso taktmäßig wie die andern. Alle Rollen, auch die weiblichen, werden von Burschen gegeben und sämtliche Spieler verpflichten sich für die ganze Zeit ihres Auftretens zu einem frommen, tadellosen Lebenswandel. Keine weltliche Musik, keine Drehorgel, kein Pfeifen wird im Dorfe geduldet, solange gespielt wird. Am ersten Adventssonntage beginnt das Spiel mit dem feierlichen Auszug. Voran den riesigen Stern, welchen ein starker Mann trägt, der zugleich Vorsänger ist und „Meistersänger" heißt, und neben ihm den Christbaum, einen ziemlich großen Tannenbaum, mit Bändern und Äpfeln geschmückt, ziehen sämtliche Spieler, heilige Lieder singend, nach dem gemieteten Saal, wo gespielt werden soll." Mitwirkende sind: Maria und Josef, Erzengel Gabriel, die Hirten: Gallas, Stichus und Wittock, Gott Vater, der Teufel,

der Lakai, der die heilige Familie beherbergende Wirt, die heiligen drei Könige u. a., deren seltsame, aber durch die Tradition streng vorgeschriebene Kostümierung jedem Fremden ein erstauntes Lächeln entlocken dürfte. Der Hauptmann des Herodes, der das getötete Judenkind herbeibringt mit den Worten: „Aber den neugeborn König der Juden han wir nit funden", soll so schön sein, daß er im Fastnachtsspiel die „verführerische Schneiderin" darstellen kann. Der Mohrenkönig färbt sich nicht etwa schwarz, sondern gibt seine Negerabstammung durch einen über das Gesicht gehängten Flor zu erkennen, und der ungläubige Hirt, eine uralte Figur des Weihnachtsspiels, die als Symbol des Heidentums gedacht ist, steckt in einem gewaltigen Pelz und könnte sehr wohl auch als Repräsentant des Winters gelten, der bei manchen Volksumzügen eine Rolle spielt.

Während bei diesen Weihnachtsspielen geschlossene Gruppen als handelnde Personen auftraten, erschienen bei den sogenannten Weihnachtsumgängen einzelne allegorisch gedachte Personen entweder allein oder in entsprechender Begleitung während der ganzen Adventszeit als Festboten meist zur Freude und Erbauung der Kinderwelt.

Das alte, zur Feier der Erscheinung des Herrn bestimmte Dreikönigspiel lieferte zu diesen wegen ihres groben und lärmenden Charakters oftmals verbotenen Umzügen, die ihre ursprüngliche religiöse Bestimmung sehr häufig in das direkte Gegenteil wandelten, eine Menge von Typen, die bereits im 16. Jahrhundert in den süddeutschen Ländern unter dem Namen der Sternsinger bekannt sind. Langsam dringen diese immer volkstümlicher werdenden Figuren nach Norden vor, so finden wir die unter Gesang und Schellengeläute herumziehenden Könige aus dem Morgenlande zu Anfang des 18. Jahrhunderts auch in Hamburg. Da sie ihre Verkleidung meist zu einer Bettelei in größerem Maßstabe benutzten, so mußten sie sich in der alten Hansastadt an der Alster folgenden Spottvers gefallen lassen:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken, doch zahlen nicht gern.

Eine Schilderung aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts liefert uns davon eine Vorstellung, wie zu genanntem Zeitabschnitte die Weihnachtsumzüge sich in Norddeutschland vollzogen. „Da lauffen bey uns wider alles Verbot der Obrigkeit die also genannten hallheilige Christ mit Kühglocken und Schafschellen behänget auf den Gassen und Straßen noch offtmals herum, brüllen, schwärmen, schlagen an die Häuser, erschrecken die Kinder und was des Wesens

mehr ist. Da werden von denen, die für andern den Schein der Gottseligkeit haben wollen, gantz öffentliche Prozessiones von den vermeynten heiligen Christen, Engelen, Aposteln und Knecht Ruprechten, die sich wie die Pickelhäringe und Fastnachtsnarren ankleiden, mit Gefolge einer großen Menge lachenden und schreyenden unbändigen Volcks in den Häusern gehalten und den Kindern die abgöttischen Concepte gemacht, das sey der heilige Christ, der sey mit seinen Engeln und Aposteln vom Himmel gekommen. Da gibt sich alsdann ein gekrönter und mit einem grauen Bart behängter Öl-Götze für Christum aus und läßt sich von den Kindern als Christum ehren, die Knie für sich beugen und wohl gar als Christum anbeten. Verklagt Knecht Ruprecht die Kinder bey dem falschgenannten heiligen Christ, so stellet er sich zornig, als wollte er davongehen. Da denn entweder ein Engel oder einer aus den Aposteln eine Vorbitt einlegt und ihn begütigt, daß er den Kindern Gnade und Geschenke verspricht."

In einzelnen böhmischen Distrikten ist es schon lange geübter Brauch, daß Knaben und Mädchen in Schäferkleidung von Haus zu Haus ziehen, um in Hirtenliedern die bevorstehende Ankunft des Christkindes zu verkünden, und im Erzgebirge dürften sich ältere Bewohner wohl noch der von verschiedenen Heiligen, Hirten, sowie dem Knecht Ruprecht begleiteten Engelschar erinnern, die mit lieblichem Gesang durch die Straßen zog als Vorboten des nahen Festes. Im Elsaß dagegen erscheint das Christkind — eine jüngere Frau in weißem Gewande mit langem blonden Haar, eine Goldkrone mit brennenden Wachskerzen auf dem Kopfe — in eigener Person. Doch befindet es sich nicht allein, in seiner Begleitung zeigt sich ein schrecklich vermummter Mann, Hans Trapp, der ein gewaltiges Gruseln unter der scheu in den Ecken sich duckenden Kinderschar erregt, die erst dann wieder aufatmet, wenn das Christkind ihm befiehlt, die schon zum Strafen erhobene Rute wieder sinken zu lassen. Dieser Hans Trapp, der seine charakteristischen Züge dem übelbeleumundeten, zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebenden Hans von Tratten entlehnt haben soll, ist natürlich ein Geistesverwandter der allerältesten deutschen Weihnachtsgestalt, des unter den verschiedensten Ortsbezeichnungen bekannten Knecht Ruprecht (althochdeutsch: hruodperaht), der zuweilen gar prächtig auf einem Schimmel reitet und von dem man kaum vermuten sollte, daß er kein anderer als der einst ruhmglänzende Wuotan selbst ist. — In gewissen Gegenden Niederösterreichs hat sich dem Knecht Ruprecht der heilige „Niglo" beigesellt,

der am Weihnachtsabend mit den Kindern ein gar strenges Examen anstellt. Mit Versen wird der ehrwürdige Mann, der sein Erscheinen durch Glockentöne kundgibt, seitens der Kleinen begrüßt

Wir griaßen Dich, o halich'r Man
Und beden alle Dag Dich an
In alle Ewikeit. Amend.

und ebenso antwortet er in Versen. Dann läßt sich der Kinderfreund die Gebet-, Lese- und Schreibbücher zeigen, während Ruprecht, der hier eine Art Waldschratt vorstellt, immer zum Strafen bereit ist. Nun erfolgt gemeinsames Beten und Singen der Kinder; wenn dieser Akt dann vorüber, muß jedes, vom jüngsten angefangen, vor den Niglo hintreten, niederknien und den Ring an seinem Finger mit den Worten küssen:

Mit'n Ma'l (Maul) kiß ich
'n heilig'n Stai.
Mit'n Ma'l griaß ich
'n Herrn Niglo mai.
Mit d' Hand bid ich
Um a bisl woas, ich wiar oardla (ordentlich) sein.

Nochmals wendet sich der himmlische Abgesandte mit Mahnungen und guten Lehren an die Kinder, sie zuguterletzt mit Weihwasser besprengend, worauf er mit seinem grimmig knurrenden Begleiter von dannen zieht, nachdem er zuvor noch eine in Kalk getauchte Rute als nicht mißzuverstehende Erinnerung an seinen Besuch zurückgelassen. Die glückliche Kinderschar aber beeilt sich nach seinem Fortgange die vorher sauber abgebürsteten Schuhe irgendwo hinter einem Gesträuch des Gartens zu verbergen, dann wird der Glockenschlag Zehn abgewartet, und alles stürzt hinaus, um die Schuhe zurückzuholen, die sich inzwischen mit guten Leckerbissen, Nüssen, Äpfeln u. dgl. gefüllt haben.

Während der freundlich strenge Herr Niglo hier als Freudenbringer der Kinderwelt erscheint, hat sich an anderen Orten Niederösterreichs die Sitte der „Christschau" aufrecht erhalten, die in einigem Zusammenhange mit den vorhin erwähnten Krippenspielen steht. Zwei Knaben in Meßgewändern, Glöckchen schwingend, treten, gefolgt von einem älteren Kirchendiener, der einen mächtigen Kasten trägt, in die Wohnstube, wo die ganze Bauernfamilie versammelt ist. Schnell wird nun ein kleines Gerüst für den Kasten hergerichtet und alle Vorbereitungen getroffen, um den neugierig harrenden Bewohnern den „Christ" zu zeigen. Sobald alle um den Kasten versammelt sind,

wird das vordere Brett weggeschoben und, von Lichtern beleuchtet, wird eine anmutige Gegend, Bethlehem vorstellend, sichtbar; im Hintergrunde befindet sich der Stall mit dem Jesusknäblein, während ganz vorne Pilger, Hirten, Jäger, sowie die drei Könige aus dem Morgenlande sich anbetend nahen. Die Knaben singen ein geistliches Lied, und nachdem dieses zu Ende, gibt der alte Kirchendiener eine Erklärung des Bildes. Zum Schluß wird abermals gesungen, und die fromme Auferweckung lohnen die Anwesenden gern dadurch, daß sie ein Geldstück in die hingehaltene Büchse werfen.

Die älteste Weihnachtssitte, das Schenken und Geben, hat ihr Vorbild in gewissen Formen der römischen Saturnalien, bei welchen Knechte, Sklaven und geringe Leute von den Vornehmen beschenkt wurden, und bei einem Feste, das mit seinem milden Zauber versöhnend auf jedes Herz wirkt und über alles seinen verklärenden Schimmer breitet wie der christlichen Weihnacht, mochte man sich jenes sympathischen, zweifelsohne auch von unseren heidnischen Vorfahren schon geübten Brauches erst recht nicht entäußern.

Im Mittelalter waren die Geschenke in Bündel gepackt, die auch wohl von Vermummten den einzelnen übergeben wurden, erst seitdem das deutsche Haus die Poesie des lichterfunkelnden Christbaumes kennen lernte, wurden die Gaben auf Tischen sichtbar aufgestellt, eine Art des Schenkens, für welche die Bezeichnung Bescherung wirklich angebracht war.

Was nun unseren Weihnachtsbaum anbetrifft, bezüglich dessen Herkunft man eine Zeitlang im Zweifel war, so darf man wohl die blühenden Zweige, mit denen man sich bereits im frühen Mittelalter am Feste beschenkte, als dessen Vorläufer bezeichnen. Bei den Germanen war es Sitte, am Tage des Winteranfangs Zweige zu brechen, die man im Hause feierlich aufstellte; die Berührung mit solchen Reisern wurde sogar für segenbringend gehalten, und wenn in einzelnen Gegenden die Mädchen von den jungen Burschen mit geschmückten Reisern oder Gerten gejagt werden, so mag in diesem alten zu Weihnachten, anderswo auch zu Ostern geübten Brauche noch eine schwache Erinnerung an die Segenskraft der germanischen Winterzweige lebendig geblieben sein. Diese Zweige sehen wir im Mittelalter auch mit den Martins- und Nikolausgeschenken verbunden, und damit war ihr Erscheinen am Weihnachtsfeste, das die bestehenden Winterbräuche immer mehr zu sich herüberzog, von selbst gegeben. Wann diese auch als Büschel oder Bäumchen mitunter sogar in künstlicher Form vorkommenden Zweige sich zuerst in den grünen

Tannenbaum verwandelten, ist nicht gewiß, vermutlich aber geschah dies gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Für das Jahr 1605 ist uns das Vorkommen des Weihnachtsbaumes durch Aufzeichnungen eines Straßburger Bürgers bezeugt, und Dr. Konrad Dannhauer, Prediger am Straßburger Münster, schreibt in einem 1657 neu aufgelegten Werke: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel ... Viel besser wäre es, wenn man weihte auf dem geistlichen Cedernbaum die Kinder Christum Jesum."

In der Mitte des 18. Jahrhunderts sehen wir sodann an dem fast ausschließlich noch dem protestantischen Deutschland angehörenden Weihnachtsbaume zum ersten Male die Lichter glänzen, von denen unsere Straßburger Gewährsmänner noch nichts zu melden wissen, und unter seinen grünen Zweigen vereinigen sich die Gaben der Liebe, zu denen sich auch alle die eigentümlichen Festspeisen: Christstollen, Striezel, Huzelbrod usw. gesellen, wie sie einzelne Gegenden als Spezialität hervorgebracht haben.

Bekannt ist, bis zu welch außerordentlichem Glanze in unserer Zeit der ursprünglich sehr einfache und bescheidene Schmuck des Christbaumes sich entwickelt hat, wie letzterer denn auch aus den engen Räumen des Hauses hinausgewandert ist in große Säle, um dort unter seinen brennenden Lichtern ganze Schulen, Körperschaften und gesellige Vereine zur gemeinsamen frohen und erbaulichen Weihnachtsfeier zu versammeln.

* * *

Auch die zweitgrößte Feier der christlichen Welt, das Fest der Auferstehung des Herrn, das seinen Namen „Ostern" von der im Osten wiedergeborenen Frühjahrssonne oder wie andere wollen von der heidnischen Lenzgöttin „Ostara" herleitet, hat eine Menge von Bräuchen entwickelt, die teils dem Ostergedanken entsprungen und einer tieferen Beziehung zu dem großen Ereignis nicht entbehren, teils nichts anderes sind als der Ausdruck frohbewegter weltlicher Regungen, wie Tage allgemeiner Freude sie rechtfertigen. Sogar die Kirche des Mittelalters hat durch das berüchtigte Osterlachen, das „risus paschalis", bei welchem ein Mönch von der Kanzel herab die derbsten Possen und Schwänke zum besten gab, zu erkennen

gegeben, daß die Christenheit nun, nachdem die Trauerzeit vorüber und das Erlösungswerk vollbracht sei, sich ganz ihrer Fröhlichkeit überlassen dürfe.

Zur Erinnerung an den feierlichen Einzug Christi in Jerusalem ordnete die Kirche am ersten Sonntage der Osterwoche, dem sogenannten Palmsonntage, das Fest der Palmenweihe an, das jedoch nach Ansicht einiger Gelehrten durch einen altindischen Brauch längst vorbereitet gewesen sei. Dieses Palmenfest, wobei Zweige von Silberpappeln, Haselnußsträuchern, Buchsbaum, Oliven usw. die Palmen vertreten, wo solche fehlen, hat nun in den einzelnen Gegenden Deutschlands einen ganz verschiedenen Charakter angenommen. In Rippoldsau im badischen Schwarzwald sieht man an den Häusern 8 bis 10 Fuß hohe Stangen, die unten einen Schmuck von Stechpalmenzweigen tragen und nach oben zu in eine von flatternden Bändern umgebene Verzierung auslaufen in Form eines Herzens, eines Kreuzes oder auch der beiden Buchstaben A M, was „Ave Maria" bedeuten soll. Diese werden am Palmsonntage in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen und dort vom Priester geweiht. Eine feierliche Sitte herrscht in Nordtirol, wo unter den jungen Burschen ein ordentlicher Wetteifer um die schönste Palme dieser Art entbrennt, die obendrein noch mit kleinen Brezeln behängt wird. Noch zeremonieller sind die Gebräuche, welche in einigen Gegenden der Schweiz mit der Palmenweihe verbunden sind, wo man den reichgeschmückten Palmbaum bis zum Ostertage im Garten stehen läßt, während die geweihten Zweige, wie dies allerorten in katholischen Gegenden Sitte ist, irgendwo in der Stube zur Verhütung von allerlei Unheil aufbewahrt werden.

Die Karwoche nannte man ehemals die stille, weil dann alle Arbeit ruhte, heute beschränkt man sich darauf, die drei letzten Tage derselben in würdiger Weise zu feiern und es fällt alsdann in den katholischen Kirchen das Verstummen der Glocken auf, von denen es im Volksmunde heißt, daß sie „nach Rom gegangen" seien. Das Mittags- und Vesperläuten wird an diesen Tagen ersetzt durch das Geräusch der Knarren, Rasseln und ähnlicher Holzinstrumente, mit denen die Jugend namentlich auf dem Lande durch die Straßen eilt, und auch beim katholischen Gottesdienst selbst und insbesondere am Schlusse der abendlichen Chorgebete läßt man dieses Klappern ertönen, weshalb jene geistlichen Übungen in der Schweiz den Namen Rumpel-Metten erhalten haben.

Zu den Sitten des Gründonnerstag gehört das Verzehren

gewisser Speisen wie Pfannkuchen mit Schnittlauch, Kräutersuppen, Spinatkrapfen u. a., zu welchen sich hier und dort auch noch besondere Backwerke gesellen und hat es einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß sich in dieser Gepflogenheit, bevor die Kirche sie zum Andenken an die letzte Abendmahlzeit des Herrn stempelte, noch ein heidnischer Brauch erhalten hat, der darin bestand, daß man dem Gotte Donar als dem Schützer des Landbaues den Gründonnerstag weihte und ihm gewisse Speisen als Opfer darbrachte. Ganz besonders aber wird der Gründonnerstag als christlicher Erinnerungstag gekennzeichnet durch die Armenspeisung und Zeremonie der Fußwaschung, welche in vielen Residenzen katholischer Fürsten von diesen selbst, sonst aber von Prälaten, Äbten und höchsten geistlichen Würdenträgern vorgenommen wird. In den Schlössern zu Wien und München hat man für die Fußwaschung ein besonders feierliches Zeremoniell geschaffen.

Zu den mittelalterlichen Gebräuchen gehörte es, am Karfreitag das Leiden Christi szenisch darzustellen oder Prozessionen, die an die Passion erinnern sollten, abzuhalten. Dieser an und für sich gewiß nicht unpassende Brauch ist bei uns seit mehr als hundert Jahren in Abnahme gekommen, statt dessen ist es Sitte geworden, in den Kirchen das sogenannte „Heilige Grab" zu zeigen, bestehend aus einem auf einem Teppiche ruhenden Christuskörper, der von reichstem Blumenschmuck und zahlreichen brennenden Kerzen umgeben, die Gläubigen zu tiefer Andacht zu stimmen pflegt. Sehr in die Augen fallend sind die Unterschiede zwischen der katholischen und protestantischen Karfreitagsfeier.

Mit dem Kar- oder hohen Sonntage ist in den katholischen Ländern das Ende der langen Fastenzeit gekommen, die Glocken klingen wieder von den Türmen, und die Kinder und Dienstboten machen sich bereit, die Ostergaben einzusammeln, die in Eierspenden und Osterwecken, in einigen Gegenden Nord- und Westdeutschlands dagegen in Brennmaterialien für die Osterfeuer bestehen, in denen man ehemals den Judas zu verbrennen pflegte. Das Ei als Osterspende soll nach christlicher Auslegung als Symbol des aus dem Grabe zum Leben erstandenen Erlösers gelten, doch ist das Christentum keineswegs als Urheber dieser Sitte anzusehen, es fand sich dieselbe vielmehr bei den heidnischen Völkern bereits ausgebildet vor, die sich um die Zeit der wiedererwachenden Naturkraft mit dem als Naturgabe so bedeutungsvollen Ei beschenkten. Um die Bedeutung des Eis als Symbol noch zu ver-

tiefen, ging man schon früh dazu über, dasselbe bunt zu färben oder mit frommen Sprüchen oder heiligen Figuren und Gegenständen zu verzieren und zu bemalen, später entstanden die künstlich hergestellten Geschenkeier, in deren Verfertigung unser modernes Kunstgewerbe wahrhaft Erstaunliches leistet.

Warum das Ei insbesondere zur Osterzeit zu so hohem Ansehen gelangte, sucht Julius Lippert mit Beziehung auf den Haushalt unserer germanischen Vorfahren in natürlicher Weise zu erklären, indem er sagt: „Der Herbst bringt ganz andere Gaben, da müssen die eingetriebenen Herden für die Überwinterung möglichst verkleinert werden, da gibt es ein Schlachten und Schwelgen im „grünen Fleisch". Davon ist jetzt keine Rede. Der Eber sogar — man braucht ihn nicht mehr — ist schon um Mitwinter dem Messer verfallen; selbst die Vorräte von Rauchfleisch beginnen rarer zu werden. Was geworfen wird, ist zur Aufzucht bestimmt; der Sommer soll die Lücken ausfüllen, die der Winter in die Herden gerissen; allenfalls ein Lamm oder Zicklein kann dem Feste geopfert werden. Es könnte sonach auf der Malstätte um diese Zeit wohl knapp hergehen, wenn nicht die Hühner schon fleißig gelegt und die Frauen schon fleißig gesammelt hätten; aber gerade die Eier füllen nun die Lücken trefflich aus, und sie lassen sich gesotten so gut aufbewahren und herumtragen; kurz sie sind die Kennzeichen gerade dieser Festzeit, in Wahrheit Ostereier." — —

Während sich so für die hervortretende Rolle, welche das Ei zu Ostern spielt, leicht eine natürliche Erklärung finden läßt, ist die Herkunft und der Sinn des Osterhasen ziemlich dunkel; er soll ein Lieblingstier der Licht- und Frühlingsgöttin Ostara gewesen sein, da aber manche glauben, letztere Gestalt als eine spätere Erfindung aus der deutschen Mythologie ausscheiden zu müssen, so würde Freund Lampe zu seiner Empfehlung weiter nichts anführen können als daß er eben da ist.

Zu den eigentümlichen Bräuchen des Ostersonntages gehört der sogenannte Osterritt wie er noch in manchen Gegenden Deutschlands bei der ländlichen Bevölkerung sich erhalten hat. „Sobald am Ostermorgen — heißt es bei Düringsfeld — die Glocken zu läuten beginnen, versammeln sich in den Dörfern an der sächsischen Grenze die Osterreiter oder „Usterreiter", Bauern und Knechte. Sind sie auf dem „Angel" bei der Kirche beisammen, so wird dies durch Musik vom Turme, Trompetengeschmetter, Paukenschlagen und sechs Böllerschüsse verkündet. Die Reiter stellen sich in einer Reihe

vor dem Kirchentore auf, ein Ostergesang erschallt, begleitet von zwei ebenfalls berittenen Trompetern, dann ertönen die Glocken wieder und unter ihrem Geläute ziehen die Osterreiter, ein zweites Osterlied singend, dreimal um die Kirche. Voran der Fahnenträger, hinter ihm die Trompeter, dann die besten Sänger, Gesangbücher in den Händen, endlich die übrigen, welche teils mitsingen, teils nur mitreiten. Der letzte trägt eine blecherne Büchse. Sind die Reiter dreimal um die Kirche herum, so schweigen wiederum die Glocken, während die Böller abermals krachen; die Reiter stellen sich wieder vor der Kirchentür auf, singen ein drittes Lied und beginnen dann ihren Ritt durchs Dorf, um, von Haus zu Haus gelangend und vor jedem singend, in ihrer Büchse Gaben für die Kirche einzuheimsen, Kommen sie zurück, so wird noch ein Lied gesungen, sie reiten mit denselben Zeremonien wie in der Früh wiederum dreimal um die Kirche und dann erst steigen sie ab und begeben sich zum Gottesdienst."

Der eigentliche Tag der volkstümlichen Spiele und Belustigungen ist der Ostermontag, wobei es insbesondere die in allen möglichen Variationen vorkommenden Eierspiele sind, die mit der Kraft eines alteingewurzelten Brauches lebendig geblieben sind. Das höchst unterhaltsame Eierlesen war ehedem in ganz Schwaben verbreitet, heute ist es dort nur noch ganz vereinzelt anzutreffen. Dieses Spiel wird von zwei Parteien ausgeführt, die sich hierbei gewissermaßen zu einer Wette verbinden. Jede derselben stellt einen meist kostümierten Kämpfer, der eine hat die Aufgabe, eine große Anzahl von Eiern, die in gleichen Abständen voneinander auf der Erde hingelegt werden, einzeln aufzulesen und in einen Korb zu tragen, während der andere von einem bestimmten Platze nach dem nächstliegenden hin- und zurücklaufen muß. Langt der Läufer nun wieder an seinem Ausgangspunkte an, bevor der andere das letzte Ei in den Korb getragen, so hat seine Partei gewonnen, wohingegen im andern Falle die erste Partei als Sieger aus dem Wettstreite hervorgeht, dessen Entwicklung die zahlreichen Zuschauer mit Spannung verfolgen und der, wie leicht zu denken, der erheiternden Intermezzos nicht ermangelt. — Bei der „Eierlage" in dem Dorfe Schönecken in der Eifel entwickelt sich das Spiel ungefähr nach denselben Grundsätzen, und es endet die Belustigung mit einem fröhlichen Zechgelage, ebenso wie bei dem „Eierklauben" in verschiedenen Orten der Schweiz und Tirols. Auch Wettläufe nach Eiern, die man einen Wiesenabhang hinab-

rollen läßt, werden verschiedentlich veranstaltet; in Böhmen läßt man die Eier reihenweis rollen und das Ei ist das gewinnende, welches am ersten unten ankommt. In Böhmen, Mähren und einem Teile Schlesiens bringt man einer mit dem Namen „Schmeckostern" bezeichneten Sitte noch viel Liebe und Verständnis entgegen. „Schmeck" nennt man dort eine mit Bändern durchflochtene Peitsche, mit welcher die Burschen die Mädchen durch das Dorf jagen. Umgekehrt pflegen in der Neumark die Mägde die Knechte zu „stiepen", das heißt mit Birkenruten zu schlagen, während an andern Orten das „Abzahlen" des Peitschens seitens der Mägde üblich ist.

Noch verdient ein in Hessen heimischer, ziemlich absonderlicher Osterscherz Erwähnung. Vor Beginn der Eierlese, wie wir sie oben charakterisiert, begibt man sich in größerer Gemeinschaft auf einen Berg, um dort mit verbundenen Augen nach einem mittels eines langen Seiles an einem Pfahl befestigten Hahn zu schlagen. Wer der Treffer ist, wird Eigentümer des Tieres und bekränzt unter Gesang in das Dorf zurückbegleitet.

Wie zu Weihnachten gibt es auch zu Ostern besondere Festgebäcke, deren Fehlen in manchem Hause eine Minderung der Festfreude bedeuten würde. In Sachsen verfertigt man dünne Quarkkuchen, die Osterfladen genannt werden. Böhmen hat als Osterbrot ein verschiedene süße Bestandteile enthaltendes Feingebäck, Wien liefert wohlschmeckende „Osterflecke" und ebenso am Rhein wie in Westdeutschland und Westfalen gibt es eine Menge von Backspezialitäten, die man an den Festtagen als herkömmliche Leckerbissen nicht missen möchte.

* * *

Wie Ostern so gab auch der Tag der Ausgießung des heiligen Geistes „Pfingsten", in der deutschen Übersetzung der Name des alttestamentarischen Erntedankfestes, das von den Israeliten am fünfzigsten Tage nach dem Erstlingsopfer gefeiert wurde, Veranlassung zu zahlreichen volkstümlichen Ergötzlichkeiten, die zum Teil mit den alten Maibräuchen übereinstimmen, wie sie zur Feier der erneuten Ausgießung des Naturlebens, welche die Kirche zwanglos in das heilige Geistfest hinüberleiten konnte, üblich waren.

Da „Pfingsten, das liebliche Fest" den Frühling bereits in seinem ganzen Zauber antrifft, so erscheint es natürlich, daß das junge Laub, das frische Grün, das zum Symbol für alles mensch-

liche Hoffen geworden, bei dem Feste zu einer ganz besonderen Würdigung gelangte, und der Pfingstgenius wird heute noch ebenso wie in alten Zeiten mit dem Grün des Waldes und der Fluren begrüßt, das zum Schmucke der Häuser, der Straßen und Plätze die reichlichste Verwendung findet. Die Poesie der „Pfingstmaien" hat unser Volk immer tief empfunden, und selbst eine so durch und durch moderne Stadt wie Berlin mochte sich von der schönen alt-überlieferten Sitte die Fuhrwerke aller Art sowie deren Gespanne, die an genannten Festtagen die breiten Straßen der Stadt durcheilen, mit grünen Zweigen zu schmücken, nicht trennen.

Und wer kennt ihn nicht, den mit Flittergold und bunten Bändern geschmückten Pfingstochsen, der so oft als Symbol gewisser menschlicher Untugenden und Verirrungen herhalten muß. Namentlich im Mecklenburgischen tut man jenem auf so ideale Stufe gerückten Wiederkäuer, dessen Stelle in anderen Gegenden die „Pfingstkuh" einnimmt, hohe Ehren an, indem er bereits mehrere Tage vor dem Feste in buntem Aufputz durch die Straßen geführt wird, während man von allen Seiten herbeieilt, um durch Blumen, Bänder und anderen Tand die Festtoilette des Vierfüßlers noch zu vervollständigen.

Weitverbreitetes mit allerhand Ausschmückungen und Zeremonien verbundenes Herkommen ist es auch, an einem der Pfingsttage die Pferde und Kühe zum erstenmal auf die Brachweide zu treiben, wodurch in den betreffenden Gauen Pfingsten sich so recht zu einem Hirtenfest gestaltet. In manchen ländlichen Bezirken gehört die Milch, die am Pfingsttage gemolken wird, den Mägden, die selbe in fröhlicher Gesellschaft dann verzehren, und in einzelnen Orten der Altmark wird der Hüter, der sein Pferd zuletzt hinaustreibt, zum „bunten Jungen" gemacht, indem man ihn von Kopf bis zu den Füßen mit Blumen und Pflanzengewinden behängt.

Dieser Brauch führt uns zu den Laubmännchen, wie sie in zahlreichen Gegenden unseres Vaterlandes voll heiteren Lebens in der Arena der Pfingstspiele erscheinen, von Reiserbüschen umhüllte, oft mit einer Blumenkrone geschmückte Knaben, welche in dieser Gestalt die Huldigung an den alles belebenden Frühling in der sinnfälligsten Weise zum Ausdruck bringen und eines der vielen Überbleibsel des so mannigfaltig entwickelten Wald- und Feldkultus unserer germanischen Vorfahren bilden.

„In Thüringen wird ein Bursche in Laub und Moos gehüllt

und im Walde versteckt, wohin nun die anderen Burschen des Dorfes ziehen, um den „wilden Mann" aus dem Holze zu holen. Sobald sie ihn gefunden, führen sie ihn als Gefangenen aus dem Walde, schießen blind auf ihn, so daß er wie tot hinfällt, lassen ihn von einem Burschen, der als Arzt verkleidet ist, wieder zum Leben bringen und binden ihn auf einem Wagen fest, um ihn ins Dorf zu fahren, wo sie vor jedem Hause anhalten und ein Geschenk erbitten." Lattichkönig, Pfingstlümmel, Pfingstbutz, Pfingstquack und Pfingstmorsch, so lauten die Namen, unter welchen die Laubmännchen in den verschiedenen Gegenden ihres Amtes zu walten haben.

Etwas abweichend von der Rolle, die diesen Kobolden zugefallen, ist diejenige des sogenannten Pfingst-Pfitteri, der hier und da im Oberelsaß noch sein Wesen treibt. Eine Zahl berittener Burschen hat die Aufgabe, diesen grotesk aufgeputzten Gesellen, dessen Gewand man mit Schneckenhäusern benäht und behängt hat, die bei seinen Bewegungen ein eigentümlich klapperndes Geräusch hervorbringen, irgendwo in den Gassen des Ortes aufzutreiben und dingfest zu machen. Ist dies gelungen, so wird der Vermummte in eine bereitgehaltene Eselsequipage gesetzt und unter allgemeinem Jubelgeschrei nach dem Dorfbrunnen transportiert, wo eine Art Wasserkur an ihm vollzogen wird, bis man ihn endlich freiläßt, um ihm im Wirtshause die Wohltat eines wärmenden Trunkes zu erweisen, den die Vollstrecker der erwähnten Prozedur gemeinsam bezahlen. Ist der Pfitteri ein witziger Kopf, der es versteht durch launige Einfälle und allerhand Glossen seine Umgebung zu erheitern, so gesellt sich zu dem üblichen Trunk noch ein Schmerzensgeld und im Hinblick auf diese doppelte Spende läßt er sich das unfreiwillige Bad gerne gefallen. Was die Berittenen, denen die Einwohner den stolzen Namen „Ritter" beigelegt, bei dem Scherze zu tun haben, ist nicht so ohne weiteres verständlich. Man könnte sie mit der alten Sitte des „Bannumreitens" in Verbindung bringen, und in der vermummten Gestalt, die Spenden fordert oder für sich einfordern läßt, scheint jenes Götterbild des germanischen Frühlingskultus lebendig geblieben zu sein, das um die Feldmarken getragen wurde, und dem man, um sich seiner Huld zu versichern, Opfergaben aller Art darbrachte.

Zu den originellsten, den Spott des Satirikers herausfordernden Pfingstsitten ist die Herrschaft zu zählen, die man in der Altkircher Gegend (Elsaß) am Pfingstmontage den Frauen einräumt.

Man begegnet ihr anderwärts zur Faschingszeit, und ihr Entstehen wäre vielleicht auf römische Einflüsse zurückzuführen. Die Frauen haben alsdann das Recht, ungestraft dem starken Geschlechte allerhand Schabernack zuzufügen, ein Privilegium, von dem sie ohne Zweifel ausgiebigen Gebrauch machen, wie man ihnen außerdem auch noch andere, ihnen sonst verwehrte Freiheiten einräumt. In einigen Gegenden zogen sie sogar zum Walde, um einen starken Baum zu fällen, der dann zum allgemeinen Besten verkauft wurde.

Wie man, wie wir gesehen, Osterritte kennt, so gibt es auch Pfingstritte, und zwar kommen diese in den absonderlichsten Formen vor. Während im Elsaß dieser Umritt um eine Baumgruppe oder die Fluren der Gemarkungen ehemals eine Art von Mummenschanz darstellte, entbehrte anderwärts diese Sitte nicht eines stark hervortretenden religiösen Zuges, indem damit eine Weihe der Fluren verbunden war, die der ebenfalls zu Pferde sitzende Pfarrer vornahm, oder aber man sang bei diesen festlichen Umzügen fromme Lieder, um dadurch den Segen des Himmels auf die junge Saat herabzuflehen und Wetterschäden abzuhalten.

Wettritte mit karnevalistischem Aufputz und lärmendem Gejohle nehmen ebenfalls in dem bunten Reigen der Pfingstfreuden einen hervorragenden Platz ein, und insbesondere das höchst zeremonielle, von allerhand komischem Beiwerk begleitete „Königsspiel", welches in einigen Distrikten Böhmens dem Wettrennen voraufging, tritt in dem so überaus eigenartig entwickelten Volksleben genannten Landes sehr bemerkenswert hervor.

Eine gleichfalls zu Pferde ausgeübte Pfingstbelustigung, der man noch in manchen Gegenden namentlich des nördlichen Deutschland begegnet, ist das in zahlreichen Varianten vorkommende Ring- oder Kranzstechen, in dem sich offenbar ein mittelalterlicher Ritterbrauch erhalten hat. In Dithmarschen wählt man zu dieser viel Kraft und Gewandheit erfordernden Übung eine hölzerne oder eiserne mit fünf Löchern versehene Scheibe, die frei an einem zwischen zwei Bäumen oder Pfählen befestigten Stricke schwebt. Die Aufgabe besteht nun darin, mit einer hölzernen Lanze in schnellem Ritt nach einem der Löcher zu stechen, wer zuerst sechsmal nach einer bestimmten Reihenfolge getroffen, ist der Sieger und wird als solcher mit lauten Ovationen geehrt. — Einfacher ist das Ringstechen, wobei derjenige gewinnt, der den an einem straff zwischen zwei Bäumen gespannten Stricke befestigten Ring in scharfem Trabe nicht nur durchsticht, sondern mit seiner Lanze auch herunterreißt. — Beim Kranz-

stechen wie es am Harz üblich, kommt es dagegen mehr auf den äußern Prunk an, denn hierbei sind die Gäule mit Quasten und Bändern bunt aufgeputzt und die Knechte tragen ebensolchen Schmuck. Der Kranz, nach welchem die Reiter jagen, ist auf einem Anger aufgesteckt, und Sieger ist derjenige, welcher im Vorbeireiten den Kranz abwirft, er hängt denselben um den Hals seines Pferdes. — Einer gewissen Originalität entbehrt nicht ein Spiel, das man „den Mann stechen" nennt. Dieser Mann ist eine aufrecht gestellte Strohpuppe, eine Art Vogelscheuche, auf welche die Teilnehmer mit verbundenen Augen, in der Hand Stäbe tragend, zureiten. Wer auf diese Weise die Puppe trifft und umstößt, hat das Spiel gewonnen und erhält den ausgesetzten Preis.

II. Lichtmeß.

Der Lichtmeßtag, das Fest „Mariä Reinigung", nahm im kirchlichen Festkalender schon in den ersten Zeiten des Mittelalters einen sehr hohen Rang ein und wurde daher auch für das so eng mit der Kirche verwachsene deutsche Volkstum von besonderer Bedeutung.

Das Fest trägt seinen Namen von den für den Gottesdienst bestimmten Lichtern, den Kerzen, die an jenem Tage geweiht und in Prozession herumgetragen werden. Ehemals war es auch der Termin für die Ablieferung des Wachszinses, den Dienstpflichtige und Hörige geistlicher Stifte diesen zu entrichten hatten, eine Institution, die wahrscheinlich schon vor Karl dem Großen bestand.

Wie das Baseler „Dienstmannenrecht" verzeichnet, war die Kerze ein Zeichen der Ministerialität, die Dienstmannen erhielten

sie zu Lichtmeß von ihren Herren: „Zu allen Lichtmeßtagen ist man gebunden, kerzen zu geben in unser Frowenkirchen, den mannen und oberen, den anderen belehneten und nideren amtlüten."

Mit der Zeit bürgerte sich die Gewohnheit ein, auch solchen, die nicht Ministerialen waren, dieses Geschenk zu geben, und es bildete sich der Gebrauch, jede Gabe, jede Zuwendung ganz allgemein als Licht zu bezeichnen.

Mir hat ein Licht von Franken
Der stolze Meißner mitgebracht

singt Walther von der Vogelweide, nachdem ihm Markgraf Dietrich IV. ein Huldgeschenk von Herzog Ludwig von Baiern überbracht, und in einem andern Gedicht nennt der Sänger eine kostbare Spende, die Kaiser Friedrich II. ihm aus Italien übersandt, eine Kerze, deren Licht allen, die sie erblickt, die Brauen versengt habe.

Daß das Lichterspenden sich keineswegs wie andere mittelalterliche Sitten bereits frühe verloren hat, beweist ein Brauch, der etwa vor einem halben Jahrhundert noch in Berlin bestand. Wenn nämlich beim Weihnachtsbaum unerwartet ein Gast eintrat, für den man kein Geschenk bereit hielt, so war es Herkommen, demselben wenigstens einen Wachsstock anzuzünden, den er als geschenkt zu betrachten hatte. Diese Gabe stellte dann eine Vereinigung von Licht und Geschenk gleichzeitig dar.

Vor allem ist Lichtmeß als Dienstbotentermin für das deutsche Haus von Bedeutung geworden, weil alsdann ein Gesindewechsel stattzufinden pflegt:

Hüt is Bündelistag
Und morn (morgen) ist Liechtmiß
Mach du dis Bündeli z'weg
Und säg: Gott b'hüet us.

heißt es in einem von Rochholz mitgeteilten alten Kinderliedchen. In der Oberpfalz nennt man die Lichtmeß Kälbaweil, welche Bezeichnung von kälbern, vergnügt sein wie Kälber, abgeleitet wird, weil die Dienstboten, bevor sie ihre neue Stellung antreten, einige Tage bei ihren Verwandten zubringen, um es sich dort gut sein zu lassen, wie sie auch beim Vermieten das Käbelesbrod gewissermaßen als Wegzehrung fordern. In Belgien war die Lichtmeßzeit bei dem Gesinde oft mit allerhand Ausartungen verbunden, so daß man heute dort noch für ein gelegentliches zügelloses Treiben den Ausdruck lichtmissen braucht. Auch bei uns mag ehemals

lautes Lärmen und Ungebundenheit der Sitten am Lichtmeßtage vorgeherrscht haben, denn er galt lange als der Ehrentag der Leichtsinnigen und Verschwender und selbst in der Gegenwart ruht auf den in manchen Städten abgehaltenen Lichtmeßbällen noch ein gewisses Odium.

Wie in Steiermark der Lichtmeßsammler von Hof zu Hof zieht, um schon mehrere Wochen vor dem Feste Gaben für die kostbaren Kirchenkerzen zu sammeln, erzählt Peter Rosegger sehr hübsch. Es ist der Kirchenprobst des Ortes, der sich dieser segensreichen Arbeit unterzieht, und wenn er die Schwelle des Familienzimmers betritt, bleibt er stehen, nimmt seinen Filzhut ab und deklamiert:

Der heilige Jakobus schickt mich in alle Häuser und Hütten
Und er läßt mit Herz und Hand um ein Lichtmeßopfer bitten.
Wer ihm schickt fünf Groschen, dem sagt er Gott Lob und Ehr
Und wer ihm schickt zehn Gulden, dem sagt er auch nit mehr.
usw.

Hierauf nimmt er von allen Hausgenossen, dem Bauern, der Bäuerin, den Knechten und Mägden, sogar von den Kleinen die Gaben in Empfang und für jeden hat der sonst oft sehr kühle Mann ein freundliches Wort oder einen kräftigen Segensspruch.

In mehreren Orten der Schweiz versammeln sich am Lichtmeßabend die Hausbewohner um den Familientisch, und der Hausvater zerschneidet einen Wachsstock, der am Morgen in der Kirche geweiht worden, in so viele gleich lange Stücke als die Familie Mitglieder enthält, die Dienstboten inbegriffen. Alsdann klebt er — jedem der Anwesenden eins zuweisend — Stück um Stück an das Fenstergesimse und zündet alle diese Kerzlein an. Hierauf betet man gemeinsam den Rosenkranz, gegen Schluß desselben sehen alle mit Spannung darauf, wessen Kerzchen besonders unruhig brenne und welches zuerst etwa auslösche. Das erstere gilt als Vorzeichen für allerhand Ungemach, das der betreffenden Person bevorsteht, das letztere aber bedeutet, daß sie von allen Anwesenden zuerst sterben werde. Um jedoch den sich auf solche Weise ankündigenden Schicksalen ein Schnippchen zu schlagen, gibt jeder während des Gebetes gehörig auf sein Kerzchen acht und sucht dessen Brenndauer dadurch zu verlängern, daß er mit dem herabträufelnden Wachs das Lichtchen wieder speist. Gemütliche Unterhaltung und Gesang, wobei auch der Bierkrug wacker kreist, verscheuchen nachher erst recht alle trüben Geister.

Lichtmeß hat für den Landmann seit alters her die Bedeutung eines Lostages angenommen, der ihm jenachdem Gutes oder Böses verkündet.

Scheint Lichtmeßtag die Sonne klar
Gibts Spätfrost und kein gutes Jahr.

Umgekehrt verheißt eine dunkle Lichtmeß einen zeitigen Frühling und eine ergiebige Ernte

Wenns am Lichtmeß schneit
Ist der Frühling nicht mehr weit.

Auch sonst hat das Volk diesem Tage noch mancherlei Deutung beigelegt; in Böhmen muß man am Lichtmeß das Gezwitscher der Lerche hören, sonst glaubt man an keinen Erntesegen, und eine alte Vorsicht verlangt sogar, daß die Bauernweiber zu Lichtmeß im Sonnenschein tanzen sollen, damit ihnen der Flachs wohl gerate.

III. Fasching.

Wenn man dem Ursprung der Fastnacht nachforschen wollte, so würde man dabei auf jene von den altdeutschen „Haingemeinden" zu Ehren der Göttin Berchta, der vaterländischen Sage unter dem Namen „Frau Holle" bekannt, veranstalteten Umzüge stoßen, die, wie ältere Schriftsteller bezeugen, oft mehr erschreckend als feierlich wirkten. Jedenfalls hat der Karneval in den ersten christlichen Jahrhunderten jene Gestalt angenommen, in welcher wir ihn noch heute kennen; die Kirche erlaubte gewissermaßen als Entschädigung für die durch die lange Fastenzeit bedingte enthaltsame Lebensweise den Gläubigen eine dreitägige Lustbarkeit, und man hat nicht nötig, bis auf die Saturnalien der Römer zurückzugreifen, um den Mummenschanz in seiner ganzen tollen Ungeheuerlichkeit und oft zynischen Ausgelassenheit zu erklären.

„Karneval" (Abb. 1), für die Entstehung dieses Wortes sind die verschiedensten Deutungen versucht worden, so viel aber steht fest, daß eine aller gesunden Vernunft zuwiderlaufende Welt grotesker Phantastik und Verkehrtheit in ihm ausgedrückt liegt, die auch die scharfsinnigsten Philosophen mit den Resultaten ihrer Erkenntnistheorie ad absurdum zu führen scheint. In diese Welt einmal näher einzudringen, verlohnt sich in der Tat der Mühe, und schon bei oberflächlicher Betrachtung stoßen wir auf eine Fülle von Bildern, die durch ihre Komik und Urwüchsigkeit uns den Beweis erbringen,

wie weit wir Deutsche von dem uns angedichteten Ernst in Wirklichkeit entfernt sind.

Leipzig, das während des ganzen Mittelalters viele originellen Sitten entwickelte, hatte sich namentlich auch durch seine seltsamen Faschingsbräuche, mit denen es mancher süddeutschen Stadt den Rang abzulaufen suchte, bekannt gemacht. In der alten Pleißestadt war es eine lange geübte Gewohnheit, daß zu Karneval die jungen Burschen vermummt mit einem Pfluge durch die Straßen zogen, an welchen sie die jungen Mädchen, deren sie habhaft wurden, mit Gewalt spannten, um sie dadurch gleichsam zu verspotten und zu bestrafen, daß sie im voraufgegangenen Jahre nicht unter die Haube zu kommen sich bemüht hatten. Eine andere Leipziger Faschingssitte, die dem Kulturhistoriker als ein sehr beachtenswertes Zeitbild erscheinen dürfte, trug einen solch anrüchigen Charakter, daß wir hier nicht einmal andeutungsweise auf dieselbe zurückkommen möchten.

Wenn sogar die nüchternen Juden am Purimsfeste, welches bekanntlich zum Andenken ihrer Befreiung von den Nachstellungen des Haman durch die Esther gefeiert wird, ehedem eine Art Fastnacht veranstalteten, an welchem, wie Rabbi Isaak Tirma meint, es ein Gebot und einem guten Werke gleich zu achten sei, wenn man die Zeit mit allerhand Lustbarkeiten, Eß- und Trinkgelagen hinbringe, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die weit lebensfroheren Christen solche weltlichen Ideen in noch viel höherem Maße in die Praxis umsetzten. Als Symbol dieser nach materiellen Genüssen verlangenden ungezügelten Lebensfreude konnte auch die Riesenwurst gelten, welche lange Zeit hindurch im Faschingsleben großer deutscher Städte eine bemerkenswerte Rolle spielte. Einer solchen monströsen Leistung der Metzgerzunft gedenkt Wagenseil, wenn er jene 596 Ellen lange und 434 Pfund schwere Bratwurst beschreibt, die im Jahre 1583 die Fleischer in Königsberg gefertigt und die von 91 Gesellen „unter freudigem Gesange" auf hölzernen Gabeln durch die Stadt getragen wurde. In der Stadt der reinen Vernunft scheinen solche drastischen Verherrlichungen des Fleisches durchaus kein Mißfallen erregt zu haben, denn nach Verlauf von 18 Jahren exzellierten die dortigen Fleischer mit einer noch weit größeren Bratwurst, welche 1105 Ellen lang war, wozu sie 81 geräucherte Schinken nebst $18^1/_4$ Pfund Pfeffer brauchten, und dieses die Nützlichkeit unseres beliebtesten Borstentieres auf das Schlagendste beweisende monströse Fleischgebilde wog die Kleinigkeit

Faschings Bahn ist die galvan'sche Kette,
Welche Geist und Sinn elektrisiert,
Ist die Saphirbrücke, welche über's Bette
Des fatalen Stroms Gewöhnlichkeit uns führt. —

Hohe Stadt am rebenreichen Rheine
Du besonders bist es Dir bewußt, [Weine,
Daß die lust'ge Zeit Dich macht bei Scherz und
Dich, Kolonia, zur Kolonie der Lust.

Abb. 1. Kölner Karneval. Nach einer älteren Darstellung. Die Verse aus der Offiziellen Karnevals-Zeitung von Köln, 1827, Nr. 3.

von 900 Pfund. 103 Fleischergesellen trugen dieses alle ähnlichen Erzeugnisse der Gegenwart in Schatten stellende Wurstungeheuer zu Fasching 1601 unter Musikbegleitung und allgemeinem Jubel herum und verschmausten dasselbe alsdann in Gemeinschaft der Bäcker, welche sich ihrerseits ebenfalls nicht lumpen ließen und aus 12 Scheffeln Weizenmehl acht große Striezel, deren jede fünf Ellen lang war, sowie sechs mächtige Bretzeln buken, mit denen sie sechs Tage später nach erfolgtem feierlichen Umzuge die Fleischer aus Dankbarkeit regalierten. Wenn diese absonderliche, mit gewissen öffentlichen Abfütterungen im alten Rom verwandte Begebenheit, die in ihren Annalen verzeichnen zu dürfen, die Vaterstadt Kants mit Stolz erfüllen muß, einen damaligen Poeten zur Abfassung eines lateinischen Hymnus begeisterte, so braucht man sich kaum darüber zu wundern, daß Hans Sachs ein berühmtes Fastnachtsspiel seiner Heimat ebenfalls poetisch zu verherrlichen trachtete. Es war dies das Schönbart- oder Schembartlaufen, welches sich von all den humorvollen Bräuchen des lebensfrohen Nürnberg am längsten erhalten hat. Die häufig mit außerordentlicher Pracht und Verschwendung in Szene gesetzten Schönbartspiele, bei denen die Nürnberger Patrizier ihren Geschmack und Reichtum zu zeigen liebten, ähnlich wie die reichen Kölner bei ihren Fastnachtsaufzügen, gehen bis zum Jahre 1350 zurück, in welchem Karl IV. den Metzgern und Messerern zu Nürnberg zum ersten Male erlaubte, öffentliche Schwertertänze aufzuführen. Die an Prunk und Kostümluxus stetig zunehmenden Schönbartszüge wurden durch einige Personen in Narrentracht eröffnet, die mit Kolben und Pritschen in der Hand dem Haupttroß Platz schafften. Alsdann ritt oder lief auch bisweilen einer im Narrenkostüm mit einem großen Sack voll Nüsse, um die sich die liebe Straßenjugend balgte. Ihm folgte, meist zu Pferde, eine andere ebenfalls närrisch aufgeputzte Person, einen Korb mit Eiern tragend, die mit Rosenwasser gefüllt waren. Ließen sich nun schöne Frauen und geschmückte Mädchen an Fenstern, Haustüren oder auf der Straße sehen, so wurden diese mit den Eiern beworfen, was, nach der Bemerkung in den Schönbartbüchern, „gar schön geschmecket (gerochen)". Hierauf erschien der glänzende Zug der Schönbartsleute selbst mit ihren Schutzhaltern, Hauptmännern und Musikanten. Sie waren alle gleich gekleidet, doch wechselte mit jedem Jahr sowohl die Farbe wie der Schnitt ihrer Kostümierung. Den Beschluß der prächtigen Kavalkade, die den Nürnbergern allzeit ein großes Vergnügen bereitete, bildete die sog. „Hölle", ein

Abb. 2. Der Schäfflertanz in München. Nach Photographie.

monströses Bauwerk, das nach Beendigung des Zuges vor dem Rathause unter großartigem Feuerwerk eine Reihe phantastischer Verwandlungen zeigte.

Während das Schönbartspiel der Vergangenheit angehört, hat sich der nicht minder berühmte Schäfflertanz in München (Abb. 2), der unter den Faschingslustbarkeiten der Isarstadt stets einen hervorragenden Platz behauptete, bis auf die Gegenwart hinüber gerettet, wenigstens ist den Münchnern wieder Gelegenheit geboten, sich an diesem eigenartigen, in Zwischenzeiten von sieben Jahren stattfindenden Mummenschanz zu erfreuen, nachdem derselbe lange Zeit dort in Vergessenheit geraten war. Die Teilnahme an diesem merkwürdigen Aufzuge, dessen Entstehung durch die Erzählung erklärt wird, daß die Schäffler bei einer allgemeinen Seuche die ersten gewesen seien, welche in die Häuser gedrungen, um die Bewohner durch Tänze und allerhand Schabernack wieder mit neuem Lebensmut zu erfüllen, tragen eine grüne Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzes Halstuch, rote Ärmelweste, Beinkleider von

schwarzem Manchester, gelbes Schurzfell, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen und müssen, während sie die mit Buchsbaum und Bändern geschmückten Reifen drehen, hüpfend bei Musikbegleitung einen großen Achter tanzen, allerlei Gänge und Lauben bilden und sich am Ende der labyrinthischen Windungen doch immer wieder vereinigen. Bei diesem originellen Tanz, dessen komplizierte Formen eine wochenlange Einstudierung erfordern, fehlt auch nicht der allerlei Extraspäße vollführende Hanswurst, dessen Hauptaufgabe darin besteht, die in seine Nähe kommenden Burschen zum höchsten Ergötzen der Zuschauer schwarz zu machen. — Auch Frankfurt am Main hatte seinen Böttchertanz, doch wurde derselbe nur dann aufgeführt, wenn der Main so fest zugefroren war, daß die Küfergesellen auf der Eisdecke ein Faß zu binden im Stande waren.

Ungeheuer mannigfaltig und voll von grotesker Komik sind die Faschingsbräuche in der Schweiz; verschiedene Ortschaften schicken einander am Hirsenmontag, wie der zweite Faschingstag dort genannt wird, Boten zu, deren Aufgabe darin besteht, die Jahresvorkommnisse des Ortes durch Verlesen eines Briefes satirisch zu beleuchten oder auch an einzelnen Personen eine mitunter recht scharfe Kritik zu üben, welche der „Dorfruf" heißt. — In Tirol ist der Faschingseinritt üblich, den ein Schalksnarr zu Pferde eröffnet, gefolgt von zahlreichen kostümierten Personen ebenfalls zu Pferde, bei denen auch eine Zigeunerfamilie mit Bärentreiber nicht fehlt. — In Böhmen besteht die Sitte des Bärentanzes; ein Bursche von Kopf bis zu den Füßen in Erbsenstroh gehüllt, mit Strohbändern umwickelt, wird als Fastnachtsbär unter Musik und Gesangbegleitung im Dorfe herumgeführt, wobei es natürlich an derben Späßen nicht fehlt. — In Eger und Salzburg war das Fahnenschwingen sehr beliebt, in einzelnen Orten Schwabens der Barbiertanz, in Tirol das Perchtenlaufen, und so ließ sich noch eine Menge seltsamer Faschingssitten aus den verschiedenen Gauen Deutschlands aufführen, die teils nur noch in der Erinnerung fortleben, teils in der Gegenwart noch weiterbestehen. Seine höchste Entwicklung hat der Fasching jedoch am Rhein erlebt, und steht hier Köln mit seiner lebensfrohen und humorbegabten Einwohnerschaft an der Spitze. Die Kölner Rosenmontagszüge, die in jüngster Zeit jedoch mehr an äußerem Prunk wie an witziger Erfindung boten, haben einen Weltruf erlangt, und mit diesen vereinigen sich zahlreiche andere karnevalistische

Veranstaltungen wie Narrensitzung, glänzende Maskenfeste, Kappenfahrt, komische Aufführungen, öffentliche Maskerade usw. zu einem Faschingsgemälde wie es bunter, mannigfaltiger und toller gar nicht gedacht werden kann. Andere rheinische Städte wie Aachen, Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Trier haben das Kölner Vorbild mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt; in Mainz, dessen Narrenbund „Narrhalla" auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken kann, sehen wir den Karneval ziemlich selbständig entwickelt und als eine Hochburg des Faschings hat sich die Stadt Gutenbergs bis auf den heutigen Tag in Ansehen zu erhalten gewußt. — Unzertrennlich von den überschäumenden rheinischen Faschingsfreuden sind die köstlichen Backwerke: Waffeln, Mutzen und Mutzenmandeln, mit denen Prinz Karneval aufzuwarten weiß; sie sind dort ebenso beliebt wie in Baiern die Faschingskrapfen, in Schwaben die Faschingsöhrle, in Thüringen die Hornaffen, in Hessen die Kreppeln, eine ganze Musterkarte von Leckereien, die sich leicht noch um zahlreiche andere Spezialitäten vermehren ließe.

Ganz eigenartige und überraschende Bilder zeigt das Karnevalstreiben in Malmedy, der Hauptstadt der preußischen Wallonie. Aus dem bunten lärmenden Reigen des Faschings treten dort eine Menge origineller Momente ganz besonders wirksam hervor, wie Aufzüge und Tänze, und den Beschluß des tollen Mummenschanzes bildet das Verbrennen einer Strohpuppe, der sog. „Haguette", ein alter Brauch, welcher mit der Winterverbrennung identisch ist, wie sie früher allgemein üblich war.

IV. Frühlings- und Maifeste.

Die Frühlingsfeste, die alle Völker Europas kennen und die auch im Leben unseres deutschen Volkes eine so große Rolle spielen, erklären sich selbst, und wenn irgendwo, so erscheint hier eine gelehrte Deutung ihrer Herkunft und Entstehung überflüssig.

Das Wiedererwachen der Natur nach langer starrer Winterszeit und die frohe Hoffnung, die sich an dasselbe knüpft, mußten unbedingt zu lauten Freudenäußerungen führen, von denen schon die Ansiedlungen unserer heidnischen Vorfahren zur Zeit der Frühlingsopfer widerhallten.

„Ein noch erhaltenes, völlig deutsches Fest — sagt der kun-

dige Montanus — ist das des Frühlingseinzuges, das in der Pfalz und in Schwaben zu Mittfasten gefeiert wurde. Im Bergschen und überhaupt am Niederrhein fand es um Ostern statt. In anderen Gegenden war es von der Ankunft der Schwalbe, der Nachtigall oder des Kuckucks bedingt. Besonders sinnreich sind die Aufzüge und Lieder bei diesem Volksfeste. Die Bewohner ziehen am Festtage aus Dorf und Stadt hinaus auf die Wiese. Einige Burschen mit Stroh bekleidet, stellen den Winter dar, den Winterkönig mit der Strohkrone und dem hölzernen Schwerte an der Spitze. Andere in grüner Kleidung, voran der Sommerkönig mit der Blumenkrone mit Moos und Epheu bedeckt, bringen den Frühling. Erst singen sie Chöre aus der Ferne einander entgegen, dann immer näher. Hierauf kämpfen sie, indem der Winter mit Häcksel und Asche, der Sommer mit grünen Blättern und Blumen wirft. Dieser erhält den Sieg. Der Winter flieht, und die ihn vorstellenden Knaben werfen die Strohkleider in den Bach oder in ein dazu angeschürtes Feuer, das sie singend und jubelnd umtanzen. Dann folgt im Dorfe Gelag und Tanz."

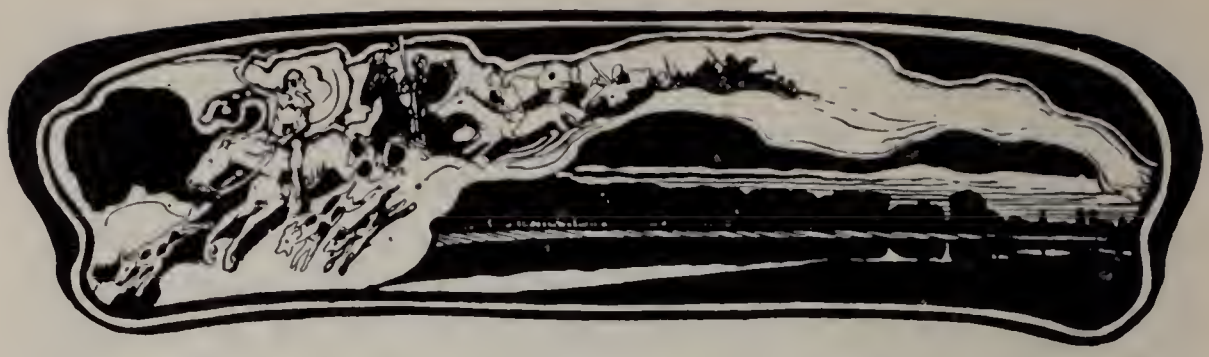
In vielen Gegenden Deutschlands wurde mit dem Winter der Tod identifiziert, woraus sich die weitverbreitete Sitte des gewöhnlich zu Lätare stattfindenden Todaustragens entwickelte, die insbesondere in Böhmen ganz absonderliche Formen annahm. Dort ist es an manchen Orten üblich, zu Lätare mit dem „Bändertod" zu gehen, so genannt, weil sämtliche Knaben an Brust und Kopfbedeckung mit zahlreichen Bändern geschmückt sind. Dieser Aufzug besteht darin, daß fünf Knaben, der König, sein den Frühling darstellendes Töchterlein, zwei Diener, Sommer und Herbst, sowie der Winter (Tod) sich vereinigen und vor den Häusern eine kleine dramatische Szene aufführen, bei der die beiden Diener um das Königstöchterlein werben, nun erscheint der Tod, um die Schöne zu rauben, aber der König erkennt die Gefahr und sticht ihn nieder. Es ist natürlich, daß die Wackeren für ihre Leistung nicht leer ausgehen und reiche Spenden sie aufmuntern, ihr Spiel auch an anderer Stelle fortzusetzen.

Das Todaustragen leistete mitunter auch dem Aberglauben starken Vorschub und wurde von vielen Dörfern gewissenhaft vorgenommen, weil diese Zeremonie eine sichere Bürgschaft dafür bot, daß die Gemeinde das ganze Jahr hindurch von ansteckenden Krankheiten verschont blieb. — In Troppau herrschte der Brauch, daß die Mädchen die von den jungen Burschen zu Lätare verfertigte

Figur in weibliche Kleider hüllten und sie mit Bändern und allerhand Schmuck herausputzten. Alsdann wurde dieselbe auf eine Stange gesteckt und hinaus auf den Anger getragen, während ein Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts abwechselnd frohlockend und wehklagend die lärmende Begleitung bildete. An einer im voraus bestimmten Stelle wurde die Figur ausgezogen, und unter Geschrei und Lärmen fiel alles über die Puppe her, um sie zu zerreißen. Ja, man raufte sich sogar um die Stücke, denen man eine besondere Wirkung beimaß, da sie, an die Krippe gebunden, nach altem Glauben das Gedeihen des Viehs beförderten.

Der fernen Vergangenheit unseres Volkes gehören zahlreiche Frühlingsspiele an, die uns heute teils seltsam, teils komisch anmuten. So wurde in Görlitz noch bis 1793 der Winter-Strohmann in die Neiße geworfen. In Bautzen feierte man bis 1523 ein ähnliches Frühlingsfest am 22. Februar, wobei man alte Fässer auf dem Markte anzündete und eine Prozession mit Lichtern durch die Stadt hielt, bei deren Beendigung der Schulmeister auf lateinisch sagte: „Der Frühling kommt." Weit später fand noch das Tragen einer Strohpuppe auf den Protschenberg statt. In Radeberg wurde bis 1745 ein Jahr ums andere am Lätaresonntag ein Strohmann oder Strohweib auf das Abenteuerlichste mit Bändern, Lappen, Kränzen und einer Wergperücke aufgeputzt auf einer Stange durch sämtliche Straßen der Stadt getragen. Auf der sogenannten Strohwiese wurde die Figur alsdann zerrissen und in den Röderfluß geworfen, und hierauf kehrte Jung und Alt in fröhlichster Stimmung unter Absingen von Versen aus dem Todaustragen nach Hause. — In manchen Orten der Lausitz gingen auch ein Knabe als Winter und ein Mädchen als Frühling gekleidet dem Strohbilde voraus und hielten entsprechende Dialoge, worauf abwechselnd singend der Chor einfiel. In Leipzig soll ehedem bei diesem Gesange auch der Todesgöttin Marzana Erwähnung geschehen sein; im 17. Jahrhundert wurde in der Pleißestadt zwar noch eine Strohpuppe ins Wasser geworfen, aber es nahmen nur Mädchen von üblem Ruf an der augenscheinlich schon sehr im Ansehen gesunkenen Belustigung teil. — Im Amte Schwarzenburg dagegen pflegten die Knaben und Mädchen eine von Birkenrinde gefertigte der menschlichen Gestalt ähnliche Figur ins Wasser zu werfen.

* * *



Den ersten Mai festlich zu begehen, ist uralte Sitte in den deutschen Landen. In der nordischen Mythe galten die ersten zwölf Tage dieses Monats als die Feierzeit der in der Walpurgisnacht vollzogenen Vermählung Wuotans mit Freya, und in der religiös und politisch bedeutungsvollen Maifeldfeier der alten Germanen, bei der wir die ersten Spuren einer inneren Organisation antreffen, haben wir die Anfänge unserer Maispiele zu suchen.

Unbekümmert um den schlimmen Zauber der Walpurgisnacht, für den es ja bewährte Abwehrmittel gab, wie Glockengeläute, Weihwassersprengen, Pflanzen von Blühdornzweigen usw. wurde die Ankunft des holden Mai, den die ältesten Dichtungen bereits als schönheitverklärten Genius hinstellen, in der ersten Nacht überall mit Liedern und Gesängen, die vielfach von den hohen Türmen herabschallten, gefeiert. Besonders im Liebesleben unseres Volkes stellt der erste Mai einen wichtigen Faktor dar, und die Sitte, in der Maiennacht das Haus der Geliebten mit frischem Grün zu schmücken, hat sich bis heute noch hier und dort erhalten.

An der Ahr sowie in einigen hessischen Distrikten konnten die jungen Burschen sich am ersten Tage des Wonnemonats eine Maifrau wählen oder ersteigern, ein Brauch, der sich ohne Zweifel auf den altgermanischen Brautkauf zurückführen läßt, wie er bei den Mailagern ausgeübt wurde. In Hessen nannte man jenen Brauch Lehnausrufen, an der Ahr hingegen Mailehn.

Gestern noch war ich ledig und leer
Heut führ' ich mein Mailieb am Arme daher

singt Wolfgang Müller von Königswinter, der sich in jungen Tagen an diesen hübschen Spielen noch erfreuen konnte.

Bei den Mädchenversteigerungen an der Ahr versammelten sich die Burschen des Dorfes, die sogenannten Reihjungen am Walpurgisabende vor der Kirchtür oder unter der Linde, und ein von ihnen gewählter Schultheiß, dem ein Schöffe und Schreiber beigegeben wurde, bot sämtliche Mädchen des Ortes, sie beim Namen

nennend, aus, um sie alsdann dem Meistbietenden zuzuschlagen. Dieser erwarb dadurch das Recht, mit seiner Maifrau oder seinem Mailehn während des Frühlings und Sommers zu tanzen, überhaupt bei allen Gelegenheiten als ihr Bevorzugter zu gelten. Diejenigen Mädchen, auf welche kein Gebot gemacht wurde, bildeten den „Bündel" oder „Rummel" und wurden dann gewöhnlich in Bausch und Bogen an einen Burschen versteigert, dem alsdann bei ihnen dieselben Rechte wie den übrigen bei ihren Mailehn zustanden.

Wie für Hessen und den Rheingau ist die Sitte der Mädchenversteigerung auch für Thüringen, das nördliche Baden und Schlesien bezeugt. Als die südlichsten Punkte ihres Vorkommens sind bis jetzt die Orte um Kirchheimbolanden und Stetten in der Rheinpfalz und auf der östlichen badischen Rheinseite die Orte Eichelberg bei Eppingen und Mülhausen bei Wiesloch festgestellt. Vereinzelt zeigt sich der Brauch auch in der Schweiz. Nach E. H. Meyers „Badischem Volksleben" geht bei Wiesloch die Mädchenversteigerung in folgender Weise vor sich: „Am Abend des 1. Mai versammeln sich die Burschen auf einem Berg, wohin sie mit Peitschen ziehen, und versteigern dort die Mädchen, wird auf eines nicht geboten, so heißt es: „Naus mit der Hex!" und alle knallen mit den Peitschen. Dann werden den Mädchen Maien oder Dornbüsche gestellt. Am ähnlichsten ist dem geschilderten Brauch ein hessischer. In der Schwabengegend und im Ziegenhainischen ziehen die Burschen in der Walpurgisnacht singend und mit Peitschen knallend auf eine Anhöhe, wo sie früher ein Feuer anzündeten. Dann ruft einer auf einem Stein die Lehen aus und die Versammlung antwortet, indem sie den Namen eines Burschen oder eines Mädchens nennt mit dem Zusatze: „In diesem Jahre noch zur Ehe!" Dieses Lehen verpflichtet beide Teile für das ganze Jahr mit keinem oder keiner dritten zu tanzen. — „Ein alter Beleg für die Sitte — so äußert sich über dieses Thema ein Mitarbeiter der Kölnischen Zeitung — findet sich in einer Protokollversammlung, die die geistlichen Inspektoren des Speyrer Erzbistums auf ihren Besichtigungsreisen im 17. Jahrhundert anlegten. Es wird da von einem Geistlichen gerügt, daß im Dorfe Rheinsheim bei Bruchsal verschiedener Aberglaube herrsche, so z. B. auch das sogenannte Lahntgenrufen (d. i. Lehnchenrufen). Die Jugend beiderlei Geschlechts kommt, heißt es, am Abend vor dem St. Georgstag (23. April) mit der gesamten Bürgerschaft vor einem Walde zusammen. Zwei dazu bestimmte Burschen steigen

auf zwei Bäume, andere hängen sich unter sie hin. Einer fängt nun mit lauter Stimme folgendes zu rufen an:

Höret ihr burger vberall
Waß gebeutet Euch des Königs hochwürdger marschall!
Waß er gebeut vndt daß soll sein
(z. B.) Hanß Claußen soll Margren lols buhler seyn
Drey schritt ins Korn, vndt drei wieder zurück
Vber ein Jahr gehet es ein Braut herauß.

Ein jedes Mädchen findet so seinen Bräutigam. Die versteigerten Paare feiern sich dann gegenseitig, wobei oft allerlei Unfug mit unterläuft.

Ein altes Lied von der Mädchenversteigerung, die schon im 12. Jahrhundert vom Volk und von den Rittern gekannt und die damals „Mailehn" oder „Maibraut" hieß, wird von F. M. Böhme in den altdeutschen Liedern mitgeteilt. Die zu verlobenden Paare tragen dort die bezeichnenden Namen: Gredel Erenfluoch, Jachel Gumpost, Rüfli Leckspiß und Gnepfnerin, die schöne Frau." — —

Das Einholen des Maibaums, der unter Gesang und fröhlichem Jauchzen aus dem Walde geholt und, nachdem man ihn mit Bändern geschmückt, umtanzt wurde, war in älteren Zeiten allgemein gebräuchlich, und wo diese an und für sich poetische Sitte verboten wurde, waren meist die dabei begangenen Ausschreitungen die Ursache, wie denn überhaupt die schöne und sinnvolle Maitagfeier später mehr und mehr in wüstes Lärmen ausartete. —

In einigen Schweizergegenden ziehen heute noch die Kinder mit einem reichverzierten Bäumchen Lieder singend von Haus zu Haus, und im Oberelsaß ist das Maie-reesele (Maienröschen) wohlbekannt, ein kleines Mädchen, das gefolgt von einer singenden Kinderschar, einen mit bunten Zierraten geschmückten Maien umherträgt. — Berühmt ist das Kinderfest des niederhessischen Städtchens Wolfshagen, wo kleine Knaben als Zimmerleute gekleidet unter Führung Erwachsener in den Wald ziehen, um die Maibäume zu holen. Zurückgekehrt, werden sie von der übrigen Jugend mit lautem Jubel empfangen und das ganze militärisch aufgeputzte kleine Volk veranstaltet, den Wagen mit den Bäumen voran, einen festlichen Umzug durch den Ort. Hierauf werden Kirche, Schule, Rathaus, Pfarrhaus, Bürgermeisterwohnung, sowie die Häuser derjenigen Einwohner, von denen man ein gutes Geschenk erwartet, mit frischen Maien geschmückt; die erhaltenen Spenden dienen zur Bestreitung der Festunkosten.

Statt des Maibaumes hatte sich das mittelalterliche Wien,

das an Lebensfreudigkeit dem heutigen nicht nachstand, das erste Veilchen zum Frühlingssymbol auserkoren und das Pflücken desselben, zu welchem die schönste und sittsamste Jungfrau auserwählt wurde, gestaltete sich alljährlich zu einem großartigen Volksfeste, an welchem meist auch der Hof teilnahm. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich aus diesem bereits im 13. Jahrhundert bekannten Veilchenfest nach und nach das prächtige und buntbewegte Fest entwickelt, wie es zu Maianfang im Wiener Prater stattfindet.

Auf ein uraltes Herkommen weisen auch die Himmelfahrtsbräuche hin, die früher in dem so vielgestaltigen und glänzend entwickelten fröhlichen Leben des Maimonats sehr bemerkenswert hervortraten, aus deren stattlichem Kranz heute aber nur noch einige Überbleibsel verstreut sich mögen erhalten haben. „So ist durch ganz Hessen — schreibt Rheinsberg-Düringsfeld — die Sitte verbreitet, an diesem Tage Berge zu besteigen, heilkräftige Kräuter zu suchen, zu singen und zu tanzen Auch in Westfalen pflegt man „Kräutchen" zu pflücken, und in mehr als einer Gegend Deutschlands winden die Mädchen Kränze aus weißen und roten Blumen, um sie in der Stube oder dem Stalle aufzuhängen, wo sie hängen bleiben, bis sie das nächste Jahr durch frische ersetzt werden. In Schwaben nimmt man die Himmelfahrtsblümlein, gewöhnlich Mausöhrle, auch Maushörnle genannt, dazu und am Kocher ist dies Kränzewinden ein förmliches Fest. Oft schon um zwei Uhr in der Nacht ziehen die Mädchen meist in größerer Gesellschaft an die Orte, wo die rötlichen und weißen Blumen wachsen, sammeln sie ein und hängen dann die davon gemachten Kränze doppelt wie zwei ineinander verschobene Reifen in der Stube über dem Familientische und in dem Stalle über dem Vieh auf. Sie sollen Haus und Vieh vor Blitze schützen. In Frankfurt am Main zog früher alles hinaus in den Stadtwald, um die Aaronswurz zu suchen, an welcher man zu erkennen meinte, ob es ein fruchtbares Jahr geben würde oder nicht, und diese Gewohnheit hat sich mit der Zeit in ein Volksfest verwandelt, welches jetzt am Dienstag nach Pfingsten stattfindet. — Die Thüringer Sagen berichten, daß am Himmelfahrtstage die sogenannte „Glücksblume" blühe, welche auf dem hohen Göll bei Markt Golling im Salzburgischen am 1. Mai gefunden werden soll, und am Harz ist es das Allermannsherrnkraut, das an diesem Tage gesucht wird, weil es Glück für Vieh und Menschen bringt und namentlich bewirken soll, daß die Mädchen noch in demselben Jahr einen Bräutigam bekommen."

V. Johannisfeier.

Den Johannistag festlich zu begehen, ist ein Brauch, der sich noch heute in allen Teilen unseres Vaterlandes in Ansehen erhalten hat und vielfach in sehr lebendiger Weise geübt wird.

Die Feier, trotzdem ein hoher Heiliger ihr den Namen geliehen, ist indes keineswegs christlichen Ursprungs, erscheint vielmehr als die direkte Fortsetzung des uralten Festes der Sommersonnenwende, die denjenigen Völkern gemeinsam war, bei denen jene Erneuerung des Kraft und Leben spendenden Sonnenlichtes den Anfang des neuen Jahres bedeutete. „Gegen die Festfeier zur Sonnenwendzeit eiferten schon die ersten Bekehrer sehr eindringlich — sagt Lippert — sie konnten auch nicht anders. Der heilige Johannes, so angesehen er sein mochte, er konnte doch das Fremdartige des alten Festes nicht verdecken. Er hat der Sache niemals mehr als den Namen geliehen, und wahrscheinlich ist er in vielen Gegenden erst dadurch zum Kirchenpatron geworden, daß schon vor dem Täufer eine heilige Quelle und ein Volksfest um die Zeit seines Kalendertages vorhanden war."

Die abergläubischen Gebräuche und Vorstellungen, die mit der Johannisnacht, durch ihre Hexenritte und allerhand Dämonenspuk ebenso berüchtigt wie die Walpurgisnacht, verbunden waren, dürften sich wohl nur noch in ganz eingeschränktem Maße unter der naiven Landbevölkerung vorfinden. Dagegen waren keine Polizeidekrete und Kulturfortschritte imstande, die Johannisfeuer auszulöschen, die noch heute, ebenso wie zu Wuotans Zeiten auf den Höhen und in Tälern prasseln und lodern, ja den kerndeutschen Brauch der Sonnwendfeuer, an dessen Ausübung im Mittelalter sogar Fürsten und Könige sich beteiligten, unserm Volke zu erhalten, ist ein Bestreben, welches in jüngster Zeit immer mehr hervortritt.

Diesem Feuer, welches unsere Vorfahren auf offenem Markte tanzend und singend umsprangen, und welches gewissermaßen zum Danke angezündet wurde für die Wohltaten, die das Element während des Jahres dem Hause gespendet, schrieb man allerhand geheime Kräfte zu; paarweise sprang man über die Flammen, weil man dadurch Unreines aus dem Körper zu vertreiben glaubte, und in Nachahmung eines alten Opferbrauches warf man Kräuter, Knochen, selbst lebende Tiere in die Glut. „Holfeuer" so wurde dieser Brand schon in einem Synodalstatut aus dem 14. Jahrhundert genannt,

was soviel als Abwehrmittel gegen den Einfluß der bösen Geister bedeuten sollte. Ehemals löschte man am Sonnwendabend bei Sonnenuntergang das bisher gebrauchte Herdfeuer, das man für alt und unwirksam hielt, aus, und ein sogenanntes Notfeuer wurde durch das Aneinanderreiben zweier trockener Hölzer entfacht. Mit dieser „reinen" Flamme wurde das Herdfeuer „erneuert", auch benutzte man dieselbe, um ein mit Stroh umflochtenes Rad in Brand zu setzen, das man von einem Berge herabrollen ließ, um damit anzudeuten, daß von diesem Zeitpunkte ab die Sonne wieder niederwärts eile. Bei den Masuren besteht die Sitte der Erneuerung des Herdfeuers noch fort, nur wird die Flamme nicht durch Holzreiben, sondern durch schnelle Umdrehung eines auf einen zugespitzten Eichenpfahl gesteckten Wagenrades erzielt. Sobald der Pfahl sich entzündet, nimmt jeder einen Brand in sein Haus, um damit das Herdfeuer zu erneuern.

Abb. 3. Feuersprung in der Johannisnacht.
Nach Österr. ungar. Monarchie. Oberösterr. u. Salzburg I. Heft.

In manchen Teilen Österreichs kennt man sowohl noch den Feuersprung (Abb. 3) als auch das Radrollen, wie denn überhaupt dort das Johannisfest als allgemeiner Freudentag gilt. Melden sich für den Feuersprung, an dem auch junge Frauen und Mädchen teilnehmen, zu viele, so werden mehrere Holzstöße angezündet, sogar für Kinder brennen kleinere Feuerchen, an denen man mit Salz bestreute Brotschnitte zu rösten pflegt, die zum Bier trefflich munden. — Einen recht erheiternden Brauch hat das Johannisfeuer in einzelnen Ortschaften am Bodensee gezeitigt. Dort springen erwachsene Burschen mit ihren Mädchen Hand in Hand über die

Flammen, und wer sich dabei verbrennt, muß eines seiner Kleidungsstücke als Pfand hergeben. Erfolgt nochmals ein Verbrennen, so wird ein zweites Kleidungsstück gefordert, und wer sich durch besonderes Ungeschick ausgezeichnet oder von Mutwillen geplagt wird, kann es dazu bringen, daß er endlich nur noch im Hemde dasteht. Die Auslösung der Pfänder geschieht durch einige Flaschen Wein, welche als Stärkung nach der voraufgegangenen Anstrengung im Wirtshause gemeinsam geleert werden.

Während in einigen Alpengegenden der Tattermann, ein aus Stroh verfertigter Popanz unter lautem Jubel durch die Dörfer getragen und nachher verbrannt wird, feiert man im Allgäu den Johannisabend durch ein eigenartiges Feuerspiel, das man „Funken" nennt, ein höchst gefährliches, von der Kirche und Polizei nachdrücklich bekämpftes Treiben, dem trotz alledem die Jugend des genannten Landstrichs nach wie vor mit ungeminderter Freude huldigt. Das Zurichten von Feuerbränden aller Art aus Reisig und Unterholz wird schon einige Tage vorher eifrig betrieben; ist der Johannisabend dann angebrochen, so werfen die jungen Leute die brennenden Kränze hoch in die Luft, andere singen: „Liebste spring, verdienst dir dies Jahr einen güldenen Ring" und halten dabei den Dirnen Holzbrände hin, welche diese keck überspringen. Auch sonst wird mit Fackeln und brennenden Strohbündeln unter lautem Lärmen und Johlen viel Unfug getrieben, das Spielen mit Feuer scheint hier bis zur Tollheit entwickelt zu sein, sogar eine Art Mummenscherz ist mit dieser Abendfeier verbunden, die mit einem Zug nach der sogenannten Johannissäule endet.

Ehedem brachte man in Deutschland dem Johannisbad ein großes Vertrauen entgegen. Petrarca erzählt, daß er im Jahre 1330 in Köln am Rhein ganze Scharen geschmückter Frauen erblickt habe, die am Johannisabend bei Sonnenuntergang Arme und Hände in die Fluten des Stromes tauchten, weil sie sich dadurch drohendes Elend und Ungemach fernzuhalten meinten. Wie uns verschiedene Sittenschilderer versichern, war es noch im 17. Jahrhundert ziemlich allgemein üblich, am Johannistag ein Bad von 24 Stunden zu nehmen, und noch jetzt findet der Glaube, daß ein einziges Bad in der Johannisnacht ebenso viel wirke, wie neun Bäder zu einer anderen Zeit, hier und dort Anhänger. Die Ansicht, daß der Johanniszauber wohltätig auf das Wasser wirke, fand auch durch die früher fast allgemeine und gegenwärtig noch hier und da übliche Brunnenschmückung und Brunnenreinigung deutlich Ausdruck.

Insbesondere in Fulda hatte sich dieser Gebrauch zu einer hübschen Kinderfeier ausgebildet. Nachdem die Mädchen die Brunnen mit reichstem Blumenschmuck versehen, wählten die zu einem Brunnen gehörigen Kinder einen neuen Brunnenherrn, indem sie ihm einen großen Blumenstrauß auf einem blanken zinnernen Teller übersandten. Dann begab sich die Kinderschar zu seinem Hause, welches mit grünen Maien umstellt wurde, und der Brunnenherr ging hierauf von Haus zu Haus, um Gaben für eine kleine Feier zu sammeln, welche gewöhnlich am darauffolgenden Sonntage abgehalten wurde.

„In Westdeutschland — so führt ein bekannter Kulturhistoriker aus — hat man früher noch ein „Johannisessen" gekannt, welches der alten geselligen Festmahlzeit entspricht. Auch pflanzte man vordem dementsprechend einen Malbaum. Noch schmücken da und dort slavische Mädchen einen Tannenbaum wie zum Frühlingsfeste mit Eiern und Blumen, um ihn dann singend zu umtanzen. Den Tanz hat man auch in Westdeutschland den Leuten nicht ganz nehmen können, aber die Bäumchen hat man ihnen verboten. Man hat sich indeß zu helfen gewußt, durfte man nicht unter der grünen Krone eines Baumes tanzen, so machte man wenigstens aus grünen Reisern eine „Krone" und hing sie in der Luft über den Tanzenden auf. Das ist die „Johanniskrone", der verkümmerte Rest eines Sommer-Malbaumes. In den Wendendörfern aber war man noch lange dabei geblieben, auch zu Johanni einen wirklichen Malbaum zu pflanzen. In einigen Gegenden schlossen sich auch Kampfspiele und Königsschießen an diese Zeit an.

Um den Festtanz aufzuführen, schien selbst in den Städten des Rheintales eine solche „Johanniskrone" ganz unerläßlich. Man stellte sie aus Reisern her und schmückte sie mit Eierschnüren, Blumen, Buntpapier und Flittergold, gerade wie einen Maibaum; die alte Zeit machte gerne Plätze und selbst Gassen der Städte zu Tanzplätzen, dann hängte man die Johanniskrone wie eine Straßenlaterne an quergezogenen Schnüren darüber. Mitunter beleuchtete auch wirklich eine in der Krone angebrachte Kerze den Tanzplatz. Der Tanz dauerte Nacht für Nacht fort, so lange die Krone grün blieb. Dabei traten noch andere Spuren alter Festfeier wieder hinzu. Man sammelte in der Nachbarschaft und unter den Zuschauern kleine Gaben und Geldstücke und bereitete daraus ein gemeinschaftliches Festmahl aus Wecken und Milch oder Reisbrei. Ein althergebrachtes Spiel versetzt uns dann in die Zeit, da man einst unter der Krone

des lebenden Malbaumes die Ehe schloß und die Hochzeit feierte. Um einen Burschen bilden die Spielenden einen geschlossenen Kreis und rufen ihm singend zu, er möge sich, wenn er Geld habe, ein Weib nehmen, ein Kirmesweib, fügen sie erläuternd hinzu. Der wählt nun ein Mädchen aus dem Kreise und zieht es in denselben. Die Umstehenden fordern alsbald das Paar auf, den Hochzeitstanz auszuführen und wenn das geschehen, niederzuknien, dann wieder aufzustehen und einander zu küssen. Ist auch dies geschehen, so folgt ein anderer Bursche, ein anderes Paar." — — Blumen und Grün mit denen anderer bunter Schmuck sich innig paarte, erscheinen neben dem Feuer von jeher als das Symbol des Johannisfestes. Schon in heidnischer Zeit brachten die ehebegehrenden Mädchen Frayr, dem Gott der Sonne, dessen Sinnbild ein Rad war, den schönsten Schmuck der Erde, Blumen, bei der Sonnenwendfeier zum Opfer dar, damit er ihre Wünsche erhöre, und seitdem haben die Zeichen und Vorgänge der Johannisnacht für liebende deutsche Jungfrauen als Orakel die höchste Bedeutung gewonnen. Guirlanden, Blumenkränze und Blumenspenden aller Art sind noch immer unzertrennlich von der Feier des ehrwürdigen Tages, und Waldfeste der Kinder wie in Westfalen zählen ebenfalls zu den Johannisfreuden, wie auch manche komische Belustigungen, unter denen das Hahnenschlagen der Mägde an erster Stelle genannt zu werden verdient.

In den Leipziger Vorstädten fand man früher am Johannismorgen die Türen mit einem von bunten Papierstreifen umflochtenen Kranz geschmückt, für den die Kinderwelt leider nur eine recht prosaische Erklärung fand, indem sie den Schmuck den Bemühungen des Nachtwächters zuschrieb. Die schöne Sitte jedoch, an genanntem Tage den Verstorbenen reiche Blumenopfer darzubringen, hat sich in der alten Pleißestadt bis auf die Gegenwart lebendig erhalten, und gewähren zu Johanni die dortigen Friedhöfe mit ihren wunderbaren Blumendekorationen einen wahrhaft entzückenden Anblick.

VI. Das Martins- und Nikolausfest.

Sankt Martinus und Sankt Nikolaus sind zwei freundliche Heilige, denen insbesondere die Kinderwelt von Herzen zugetan ist, da sie mit ihren Gaben und Bescherungen die weihnachtliche Festzeit in verheißungsvoller Weise eröffnen.

Der heilige Martin, Bischof von Tours, den uns die Legende

in ein so poetisches Licht zu rücken weiß, war insbesondere als Freund und Beschützer der Armen bekannt, und deshalb bestrebten sich die Klöster seinem Beispiel nachzuahmen und an seinem Ehrentage an die Bedürftigen reiche Spenden zu verteilen.

Die Martinsfeier steht mit dem heidnischen Ernteopferfest, das dem Wuotan als dem Spender der Feldfrüchte galt, in innigem Zusammenhang. Die alten Gebräuche wurden beibehalten und die Verehrung des Heidengottes übertrug man auf die sympathische Gestalt Martins, der zugleich ein Patron des Geflügels, des Viehs und der Hirten wurde.

Es erscheint natürlich, daß man um die Zeit, zu welcher Scheune und Keller mit guten Gaben gefüllt waren, der neue Wein in den Fässern gärte, es sich wohl sein ließ und man die Gelegenheit zu Schlemmereien in großem Maßstabe benutzte, wodurch St. Martinus allmählich in den Ruf kam, der schirmende Genius der Trinker und Prasser zu sein. Ja, einen leichtsinnigen, dem Trunke ergebenen Gesellen nannte man sogar direkt einen Martinsmann.

Daß man am deutschen Herd dem Martinsschmaus stets die liebevollste Aufmerksamkeit widmete, bekundet schon der alte Sebastian Frank, indem er in seinem Weltbuche sagt: „Erstlich loben sey Sanct Martin mit guotem Wein, geußen bis sy voll werden. Unselig ist das Hauß, das nit auff deß nacht ein gans zuo eßen hat, da zepffen sy yre neuwen Wein an, die sy bisher behalten haben".

Was nun die vielberufene Martinsgans anbelangt, die man durch eine Menge mehr oder minder hübsch erfundener Fabeln zu dem genannten Heiligen in Beziehung zu setzen sucht, so wird derselben wie in England und Skandinavien wie allbekannt auch bei uns die größte Aufmerksamkeit gezollt, und wo das beliebte Flügeltier schwer zu beschaffen ist, sucht man dasselbe durch eine andere Delikatesse zu ersetzen. Auch der Martinstrank, sei es als alter abgelagerter Wein, wie ihn die Klöster spendeten, oder als Most steht in hohen Ehren.

Marteine, Marteine
Mach das Wasser zu Weine

singen die Kinder der Halloren und geraten außer sich vor Freude, wenn sie das Wasser in den Krügen, die sie morgens in die Saline getragen, am Abend des Martinstages in Wein verwandelt finden.

Die beliebteste Ovation jedoch, welche man dem Heiligen darzubringen pflegt, sind die Höhenfeuer, die namentlich in den Ge-

birgsländern am Martinsabend magisch schöne Bilder hervorzaubern. Das Einsammeln des Brennmaterials hierzu hat sich die Jugend vorbehalten, die unter Absingung von Liedern schon viele Tage vor dem Feste die Kollekte mit Eifer betreibt, sich im voraus auf die leckere Bewirtung seitens der Verwandtschaft freuend, die den Schluß des festlichen Tages bildet. Insbesondere in der preußischen Wallonie hängt man mit großer Liebe an den alten Martinsbräuchen, das wallonische Lied, das die dortige Jugend bei ihrem Umgange anstimmt, lautet in deutscher Übertragung etwa folgendermaßen:

Ein alter Besen zum Martinsfeste
Vorwärts, ihr Leute, ich bitt euch aufs beste.
Ein Waschkorb ohne Boden,
Ein Armkorb ohne Henkel
Eine Stange, eine Strohgarbe
Reiserbündel, auch ein Faß
Allesamt sind schön und gut
Für die Feuer zum Martinsfeste
Vorwärts drum, ich bitt euch aufs beste.

So viel Vergnügen das Anzünden der Martinsfeuer auch gewährt, und so effektvoll die Wirkung derselben, wenn sie zu hunderten auf den Bergen emporlodern, auch sein möge, so gibt es doch eine Sitte, die weit sinniger und poetischer zu nennen ist, es sind dies die Kinderfackelzüge, die in einigen Städten am Martinsabend stattfinden, unter denen sich diejenigen von Düsseldorf und Erfurt ganz besonders auszeichnen. In erstgenannter rheinischer Stadt war das Fest seinerzeit mit allerhand karnevalistischem Aufputz verbunden, der wenig zu demselben paßte, heute vollzieht sich die Veranstaltung dort nach einer strengen Ordnung, und es gewährt in der Tat einen freundlichen Anblick, die Tausende von Kleinen zu beobachten, wie sie mit ihren bunten Lichtern, Martinslieder singend, in Begleitung Erwachsener die Straßen durchziehen.

In einigen Gegenden tritt St. Martin ähnlich dem heil. Nikolaus leibhaftig als Pelzmärten oder Schimmelmerten in die Erscheinung, durch eine Kuhglocke verkündet er seine Ankunft und teilt je nachdem Schläge oder Süßigkeiten an die Kinder aus. In anderen Gegenden, insbesondere im Nordosten läßt der Hausvater in Gegenwart der Kinder und des Gesindes am Martinstage oder am Vorabende desselben einen Korb mit Rüben in die Stube tragen, steckt in jede Rübe eins oder mehrere Geldstücke von ungleichem Wert, rüttelt sie durcheinander und fordert dann die Anwesenden auf, mit Gabeln oder zugespitzten Stöcken in den Korb zu stechen. Was

jeder in der Rübe findet, die er herausgefischt, ist sein Eigentum. — Auch die Hirten mögen sich zu Ehren ihres Patrons noch gerne der alten Gewohnheiten erinnern. Diese Leute feiern den Martinsabend entweder gemeinschaftlich, wie in Kärnten, wo sie in Schmalz gebackene Eier verzehren, oder sie begeben sich einzeln in die Häuser der Bauern, wo man sie zu bewirten pflegt, nachdem sie, wie es mancherorts in Bayern Brauch, dem Bauern eine Gerte überreicht, mit dem im Frühjahre zum ersten Male das Vieh zur Weide getrieben wird. — —

Der berühmteste Geschenkheilige, den der Kalender zu verzeichnen hat, ist St. Nikolaus, Bischof von Myra, dem die Kinderwelt einst alle Wünsche anvertraute und der auch jetzt noch in katholischen Ländern als Vorläufer des heil. Christ in Anbetracht seiner freundlichen Spenden eine hochgeachtete Persönlichkeit ist. Wie dem Kinderfreund St. Martin, rühmt man auch ihm große Mildtätigkeit nach, soll er doch einst, wie die Legende berichtet, einem Vater, der aus Not seine drei schönen Töchter verkuppeln wollte, während der Nacht einen Beutel mit Gold aufs Bett gelegt haben, woher die Sitte stammt, den Kindern am Morgen des 6. Dezembers die Bescherung aufs Bett zu legen.

Der würdige Mann ist seinen Verehrern unter gar vielen Namen bekannt, in Holland, wo man ihm seine alten Rechte ganz und gar gelassen, nennt man ihn „Sinte Klaas den nobelen baas“, im Württemberger Oberlande Santiklaus, in der Schweiz Samiklaus, am Rhein den heil. Mann, in Schwaben Pelzmärte, Santeklas in Oberschwaben, Pelznickel in der Pfalz usw. Das Gemütliche, das seinem Wesen anhaftet, offenbart sich auch in der Art und Weise, in welcher er die Kinder zu überraschen liebt, indem er ihnen schon längere Zeit vor seinem Feste kleine Geschenke und Näschereien in die Schuhe und Strümpfe steckt, gewissermaßen als Abschlagszahlung auf die zu erwartende Hauptbescherung. Doch nicht allein im verborgenen pflegt er sich als Freudenbringer zu zeigen, er erscheint der kleinen Welt, wenn sie abends in der Stube versammelt ist, auch höchst leibhaftig, entweder als Bischof mit Stab und Mitra, als Knecht Ruprecht oder als ehrwürdiger Greis, sich nach allen Angelegenheiten der Kinder erkundigend, die Unfolgsamen mit der Rute bedrohend, die Fleißigen belohnend. Selten jedoch stellt er sich allein ein, in seiner Gesellschaft befindet sich meist eine fratzenhafte, seltsam vermummte Gestalt, der Klaubauf, Krampus, Rumpanz, Hansmuff oder ähnlich genannt, der trotz des mit

Spielsachen und allerhand wohlschmeckenden Dingen gefüllten Sackes, den er im Arme trägt, den Kindern keinen geringen Schrecken einflößt.

Im alemannischen Gebiet des Allgäus, Vorarlbergs, der Bodenseegegend und im anstoßenden Oberschwaben, sowie in der Schweiz, endlich vereinzelt in Tirol, Böhmen und einigen andern Gegenden kennt man im Gegensatz zu der lauten, polternden die stille Nikolausbescherung, und wenn dieser Gabenbringer in einzelnen Teilen Deutschlands sich den Kindern mehr als ein Schrecken und Furcht, denn als Zutrauen einflößendes Wesen zeigt, so hat er in vorerwähnten Ländern alles Finstere und Strenge von sich abgestreift, weshalb er dort überall der „gute Klas" genannt wird. „Er kommt ungesehen — er darf ja nicht belauscht werden — in der Nacht, wenn alles schläft — sagt Dr. Karl Reiser in einer interessanten Studie über Nikolausbräuche. Er existiert nur in der Phantasie der Kinderwelt, übt aber dafür, wie ich aus eigenen Jugenderfahrungen bestätigen kann, einen um so größeren und poesievolleren Zauber auf die Kinderseele aus. Er kommt auf einem Esel geritten oder auf gabenbeladenem, von einem Esel gezogenen Schlitten gefahren. Er weiß all die Häuser, wo Kinder sind, füllt dann beim „Einlegen" oder „Stürzen", in der Schweiz beim „Schleifen", die von jedem Kinde am gewohnten Tischplatze oder auf dem Fenstergesimse aufgestellten Teller oder Schüsseln mit Nüssen, Äpfeln, Nikolausbroten voll an und häuft daneben seine sonstigen Gaben: Spielzeug, Schulutensilien, Bücher, Mützen, Schlipse, Kleiderstoffe, ja ganze Kleidungsstücke auf, und dann herrscht, wenn die Kinder am Morgen in allerfrühester Stunde — meist schon um 4 Uhr — aufstehen und all die Geschenke vorfinden, eitel Freude und höchste Glückseligkeit, die höchstens dann etwas getrübt wird, wenn bei den Gaben auch eine Rute aus Besenreis liegt.

Potz tausig, no ne Rute!
— — — — — — —
Doch Mutterlieb ist zart und frumm
Sie windet roti Bendli dri
Und macht e Letschli dra.

Hebel.

Fast nie wird von den Kindern versäumt, für den Esel des Nikolaus ein Mäßle Hafer oder ein Büschelchen Heu bereit zu legen, das dann am Morgen verschwunden ist. Erwähnt sei auch, daß die Kinder schon lange vor dem Nikolaustage durch Fleiß und besonders auch durch Beten sich die Gunst des Nikolaus sichern wollen und früher im ganzen Gebiete die Gebete auf einem Kerbholze, dem

„Vaterunserhölzle" oder „Kläsehölzle", in der Schweiz auf dem „Beile" oder „Bet Teßle" durch Einkerbungen verzeichneten und dann die Stäbchen in die aufgestellten Schüsseln legten. — Der Nikolaus pflegt gewöhnlich den Kindern nicht mehr „einzulegen" oder zu „schleifen", wenn sie ihn kennen", weshalb die älteren etwas zurückhaltend sind mit dem Geständnis, daß sie Wissende sind. Die Schweizerbuben pflegen schelmisch zu sagen:

Samichlaus, Riggi, Räggi
Hat ne Bart wie unser Atti. — —

Neben den lärmenden faschingsartigen Umzügen, dem Nikolauswecken oder Klausengehen, wie sie ehemals in der Schweiz und andern Gegenden gebräuchlich waren, denen die Polizei aber mit Recht ein Ziel setzte, kamen auch poetisch gedachte, die Nikolauslegende verherrlichende Umritte vor, wie auch Nikolausspiele hier und da üblich waren und vielleicht noch sind, welche die Feier aus der Öffentlichkeit in den engeren Kreis der Familie, der Gesellschaft und der Schule verlegten. Daß eine so überaus volkstümliche und beliebte Gestalt wie St. Nikolaus auch die edle Bäckerzunft zu allerhand besonderen Leistungen ihres Gewerbes zu inspirieren wußte, scheint um so weniger verwunderlich, als ebenso bei andern Festen des kirchlichen und bürgerlichen Lebens die genannte Zunft mit allerhand Backspezialitäten seit den ältesten Zeiten hervorzutreten liebte. Was die Nikolausleckereien anbelangt, so bietet sich uns nach dieser Richtung eine sehr hübsche und gefällige Auslese dar, Aachener

Abb. 4. Paradeis aus Tölz.

Unten Schüssel; 7 Äpfel an 3 geschälten Stäben befestigt; in den Äpfeln je 3 vergoldete Nüsse an roten Stäbchen, jeder Apfel wieder mit je 3 Buchszweigchen geziert; im Teller steht St. Nikolaus (aus Lebkuchen oder Marzipan), links und rechts davor brennen 2 Lichter.

Nach Volkskunst u. Volkskunde, Jahrgang I, Heft 12.

Printen und Klasmander verbinden sich da zu fröhlichem Reigen mit den sächsischen Pflaumentoffeln und oberschlesischen Nickelmännern und mit den oft schön ornamentierten Nikolaus-Marzipanfiguren, wie man sie insbesondere im Süden schätzt und kennt, suchen die derberen, aber doch wohlschmeckenden Klausenmännle und Klausenweible des Allgäus in Wettbewerb zu treten. Für den Forscher aber sind diese süßen Gebilde dadurch beachtenswert, als sie zum Teil auf uralten Opferkult hinweisen, wohingegen die aus Holzstäbchen, Äpfeln und allerhand Laubwerk zusammengestellten sogenannte „Paradeise" (Abb. 4), die Ehrengabe einzelner Gegenden Altbayerns an den Festheiligen, als eine Erfindung der Neuzeit betrachtet werden müssen.

Für die Jugenderziehung hat St. Nikolaus immerhin einige Bedeutung, und das Vertrauen, welches ihm die jungen Herzen entgegenbringen, spricht das alte ostfriesische Kinderliedchen in einfacher und naiver Weise aus, das da lautet:

Sünder Klaas du gode Bloot
Breng mi Nööt un Zuckerbrod
Nich to veel un nich to minn (zu wenig)
Smiet in mine Schörten in.

VII. Sylvester und Neujahr.

Den Schluß des alten Jahres nach dem Satze: „Ende gut, alles gut", sowie den Beginn des neuen nach dem Diktum „Gesegnet soll der Anfang sein" festlich zu begehen, hat man sich in deutschen Landen niemals nehmen lassen. Manche meinen, daß diese Tage weit eher Anlaß zu ernsten Betrachtungen als zu übermütigen Freudenkundgebungen böten, allein der Deutsche läßt sich eine Gelegenheit, Feste zu arrangieren, so leicht nicht nehmen, und seine im Grunde heitere und optimistische Lebensanschauung, die alle Sorgen und Enttäuschungen des Daseins leicht überwindet, bürgt dafür, daß die dampfende und duftende Sylvesterbowle mit allem, was an Scherz und hergebrachtem lustigem Zeitvertreib drum und dran hängt, sobald nicht verschwindet und ebenfalls der Neujahrstag mit seinem offiziellen Prunk, seinem Zeremoniell und seinen zahlreichen Festsitten in Ausübung bleibt.

Ja, mit weit größerer Zähigkeit als andere überkommene Bräuche haben sich die Sylvestersitten erhalten, die in Berlin, Frankfurt und anderen großen Städten zu jenen sattsam bekannten,

wüsten Lärmkundgebungen sich entwickelt haben, die zu der verfeinerten Kultur dieser Städte seltsam kontrastieren.

Jenem turbulenten Treiben und Gebahren auf Straßen und in Wirtshäusern gegenüber atmet die intime Feier im Familien- oder Freundeskreise doch ein weit größeres Behagen, und wenn die Turmuhr den Anfang des neuen Jahres verkündet, das man unter Gläserklingen jubelnd begrüßt, wenn herzliche Händedrücke, Segenswünsche unter lieben vertrauten Menschen ausgetauscht werden, so ist dies ein Moment, dessen Weihe und Poesie wir jedesmal mit derselben Stärke empfinden.

Der uralte Scherz des Bleigießens wird gerne beibehalten, weil er viel Heiterkeit zu erzeugen pflegt, und jedenfalls ist es unterhaltender und anregender, für die mysteriösen Bleifiguren eine plausible Erklärung zu suchen oder aus ihnen auf zukünftige Dinge zu schließen, als mit Tellern und Töpfen die Mauern zu bombardieren, wie dies in einigen Gegenden Sitte ist.

Auch zu abergläubischen Meinungen und Vorstellungen hat die Sylvesternacht reichlich Veranlassung geboten. Wenn man um diese Zeit die Obstbäume im Garten schüttelt, so sollen sie eine reiche Ernte tragen, auch wird empfohlen, in die Bäume zu schießen, um sie fruchtbar zu machen, wie denn überhaupt das Schießen in der Neujahrsnacht allerwärts mit großer Emsigkeit betrieben wird. Am Sylvesterabend werden die Hühner mit Erbsen gefüttert, die zuvor gezählt sind, so viele Erbsen das Huhn vertilgt, ebenso viele Eier legt es im folgenden Jahre usw.

Unter Übergehung zahlreicher mehr oder weniger gefälliger und sinnvoller Sylvesterbräuche nennen wir noch ein Spiel, das in gewissen Teilen Niederösterreichs heimisch ist, das sogenannte Sylvesterschlagen. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts kommen in der Wirtsstube zusammen, deren Wände und Fenster auf das Reichste mit grünen Tannenzweigen dekoriert sind. Ein Kranz ebenfalls aus Tannengrün hängt von der Decke herab, und in dem Zwischenraum zwischen Ofen und Mauer, „Hölle" genannt, hat eine fratzenhafte, den Waldunholden ähnliche Gestalt, einen Mistelzweig auf dem Kopfe, Posto gefaßt, die man den Sylvester nennt. „Kommt nun ein Bursche oder Mädchen durch Zufall unter den Kranz an der Decke, so springt Sylvester sogleich aus seinem Versteck hervor und gibt ihm einen derben Kuß. Dies währt bis gegen Mitternacht, wo der Wirt jedem Gaste einen Tannenzweig bringt,

mit dem nun, sobald die zwölfte Stunde schlägt, Sylvester zu Tor und Tür hinausgejagt wird, denn vorüber ist das alte Jahr, welches Sylvester vorstellt, und mit ihm alles Leid, das es uns gebracht." — —

Was nun den Neujahrstag anbelangt, so bringt auch er der Freuden und angenehmen Zerstreuungen die Fülle. Das gegenseitige Glückwünschen steht obenan, was insbesondere auf der Insel Helgoland mit seltener Gründlichkeit besorgt wird, und die auf alles sich erstreckenden guten Wünsche werden dort stets mit einem „das gebe Gott wiederum so" beantwortet, worauf die Gratulanten, die mehrere Tage zu tun haben, bevor sie ihrer Pflichten ledig entsprechend bewirtet werden. In den Tagen unserer Großväter reichte man sich beim Jahresanfang einen schlichten grünen Rosmarinzweig, „jenes Segensreis, das einst dem Frô, dem Gotte des Lebens, der Freude und der Fruchtbarkeit, sowie der Holde geweiht war, ein Wahrzeichen des Lebens und nie welkender Treue, ein Träger reiner echter Sitte und eben darum auch das Sinnbild der Erinnerung, weshalb unser Volk sogar glaubte, daß Rosmarin das Gedächtnis stärke und wo es fehle, verbessere, ein uralter Glaube, der ihm bis jenseits des Kanals gefolgt ist, wie denn auch Shakespeare seiner stets in diesem Sinne erwähnt und den schwachsinnigen Leuten den Gebrauch desselben empfiehlt."

In den großen Städten ist es Sitte geworden, sich von den Neujahrsbesuchen „loszukaufen", was dadurch geschieht, daß man irgend einer Wohltätigkeitsanstalt eine Geldspende überweist, worüber öffentlich quittiert wird. Doch ist auf dem Lande das persönliche Darbringen des Neujahrswunsches nach wie vor noch alte Anstandssitte, wobei namentlich auch die Backwerke, Kringel, Brezeln oder herzförmige spruchverzierte Kuchen, die die Paten ihren Taufkindern spendieren, als willkommene materielle Zugabe nicht fehlen.

Vielfach werden die Neujahrswünsche auch in poetische Form gekleidet und bilden eine feststehende Gratulationsformel. So heißt es beispielsweise in einigen Distrikten am Oberrhein mit gemütlichem Humor:

Prost Neujohr
E Barick (Perücke) von Gashor (Geishaar)
E Bretzel wie 'en Scheundohr
E Kuche wie 'en Oweblatt (Ofenplatte)
Do wern mer all mitnander satt!

Und anderswo lautet ein fröhlicher Kinderreim:

Glückselig neu Jahr
Die Augen hübsch klar
Stets was Guts auf dem Teller
Und mir einen Heller.

Unserm großen Goethe verdanken wir bekanntlich den kräftigen Spruch:

Zum neuen Jahre Glück und Heil
Für alte Wunden gute Salben
Auf groben Klotz nen groben Keil
Auf einen Schelmen anderthalben.

Auch Friedrich der Große verabsäumte nicht, durch „Armeebefehl" die Offiziere seines Heeres beim Jahreswechsel zu beglückwünschen, und zwar in der eigentümlichen bündigen Form, die wir bei den brieflichen Äußerungen des großen Königs gewohnt sind; hingegen nahm er selbst keine Wünsche entgegen. Die große Neujahrscour am preußischen Hofe, in deren glänzendem Bilde die alljährlich erscheinende Hallorendeputation vielleicht das auffallendste Moment bildet, wurde erst später eingeführt. Kaiser Josef II. ordnete an, daß die bisher zu Weihnachten und Ostern übliche Gratulation am Neujahrstage stattfinden sollte, und seitdem blieb dieser der größte Galatag des Wiener Hofes.

In früheren Zeiten wurden die Neujahrsspenden oft in ganz eigentümlicher Weise gefordert, indem in den kleineren Ortschaften die Schulmeister durch einen Knabenchor vor den Häusern Lieder vortragen ließen und hierfür den Dank der Bewohner in Gestalt von klingender Münze oder Naturalien entgegennahmen. Sogar Rektoren und Pfarrer hielten es nicht unter ihrer Würde, sich persönlich um die Neujahrsgaben zu bemühen, und städtische Angestellte wie Nachtwächter, Totengräber, Schornsteinfeger, Türmer usw. organisierten sogar eine Art Beutezug, indem sie unter Musikbegleitung von Haus zu Haus zogen, Neujahrsgaben einheimsend, die dann nach vollendetem Rundgange untereinander verteilt wurden.

Das Beschenken der Taufpaten, dessen wir oben Erwähnung taten, nennt man in der Schweiz Halsen, abgeleitet von „Umhalsen", weil mit der Spende gewöhnlich eine Umarmung verbunden war. Die Kinder überreichen dem Paten ein apartes Feingebäck, „Halsweggen" genannt, und erhalten als Gegengeschenk nützliche Sachen.

In den rheinischen Gegenden besteht auch noch die Sitte des Neujahr-Gewinnens, wobei derjenige, der dem andern mit dem Glückwunsch zuvorkommt, berechtigt ist, von diesem ein Geschenk zu

verlangen. In häuslichen Kreisen pflegt man hierbei allerhand listige Überraschungen und Manöver anzuwenden, und namentlich zeigt sich die Jugend, der es natürlich um Einheimsung möglichst vieler Gaben zu tun ist, in diesem Punkte sehr erfinderisch. — Im Böhmerwald ist dieser Brauch ebenfalls heimisch, wo derselbe unter Hersagen von Sprüchen ausgeübt wird, die je nach der Person, die man begrüßt, verschieden sind.

VIII. Kirchweih oder Kirmes.

Das Kirchweihfest gehört zu denjenigen Volksfeiern, die von ihrem Ansehen namentlich in den Städten, wo die Hochflut moderner Zerstreuungen das Altüberkommene fast gänzlich in den Hintergrund drängt, viel eingebüßt haben.

Der Name Kirchweihfest erklärt sich selbst, es war die Bezeichnung für die alljährlich stattfindende Erinnerungsfeier an die Einweihung einer Kirche, worin das Andenken an die erste darin abgehaltene Messe gleichzeitig eingeschlossen war, weshalb später für dieses Jahresfest auch die Benennung Kirmes, was so viel als Kirchmesse bedeutet, üblich wurde. Einige Forscher jedoch gehen weiter und wollen die Entstehung der Kirchweihtage aus den von Hain zu Hain wandernden Gerichtstagen unserer deutschen Vorfahren erklären, an welchen der ganze Gau teilnahm, die mit Opfern, Jahrmarkt, Gelagen und Volksspielen verbunden waren und, weil einmal bestehend, die Kirche ihren eigenen Zwecken dienstbar machte. Sei dem wie ihm wolle, die Kirmes, die Agricola in seinen „Sprüchen" mit den Worten verteidigt: „Zu den Kirchmessen gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen, es geschieht aber des Jahres nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich unter einander leben sollen —", dieses populärste aller Feste mit seinem tollen Jahrmarktstrubel, seinen endlosen Schmausereien und Zechgelagen und seinen oft ins Rohe und Gemeine ausartenden Belustigungen und Spielen bildete schon früh einen wunden Punkt im deutschen Sittenleben.

Wie Jacob Wimpfeling bezeugt, wurde ehemals der Dom in Straßburg am Kirchweihfest in ein förmliches Saufhaus verwandelt, indem er berichtet: „Alle Jahr auf Adolphi Tag, an welchem das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bisthum

von Mann und Weib ein großes Volk allhier im Münster als in ein Wirthshaus zusammen also daß es oft überfüllt war. Die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münster und sollten beten, aber da war keine Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in die Sanct Catharinenkapelle legte, die man den Fremden und wer dessen begehrte ums Geld auszapfte, und es sah der Fastnacht, dem Gottesdienst des Bacchus und der Venus mehr gleich als einem christlichen Gottesdienst. Wenn einer schlief, so stachen ihn die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entstand alsdann ein Gelächter und oftmals Zank und Schlägereien." Gegen diese Greuel in einem christlichen Gotteshause eiferte Johann Geiler von Kaisersberg mit der ganzen Gewalt seines mächtigen Wortes und brachte es dahin, daß im Jahre 1481 diesem Unfuge ein Ende bereitet wurde.

Karl V. bestimmte in den Niederlanden eine Strafe von 50 Gulden für jeden, der die Kirmes länger als einen Tag feiern würde, und Kaiser Josef II. erließ eine Verordnung, nach welcher die Kirchweihen alle an einem Tage, dem 3. Oktober, gefeiert werden sollten. Doch erzielte er mit diesem Erlaß, der gegen das Überhandnehmen der Lustbarkeiten sich richtete, gerade die umgekehrte Wirkung, denn in Beobachtung des kaiserlichen Befehls feierte man allerdings die Oktoberkirmes, ließ aber daneben die althergebrachte frühere Kirchweih ruhig bestehen. Auch heute noch ist es in vielen Teilen Deutschlands üblich, zwei Kirchweihfeste, eine Sommer- und Herbstkirmes abzuhalten, doch hat erstere wegen der damit verbundenen Feierlichkeiten namentlich in katholischen Gegenden sich eines größeren Ansehens zu erfreuen. Die Zurüstungen zu diesem Hauptfeste sind auf dem Lande überall die gleichen und erstrecken sich auf Wochen hinaus. Die Häuser werden von innen und außen mit frischer Tünche versehen, manch Neues wird angeschafft, Altes repariert, und namentlich die drei letzten Tage sind einem rastlosen Scheuern und Putzen gewidmet, damit die Gäste alles sauber und blank vorfinden und sie mit um so größerem Appetit und Behagen sich den kulinarischen Genüssen widmen können, die die Spitze der Festdarbietungen zu bilden pflegen.

Von der Anzahl charakteristischer Sitten und Gepflogenheiten, die das Kirchweihfest als etwas Besonderes kennzeichneten, dürfte sich wohl nur noch weniges erhalten haben. Der Kirmesbaum, den man ehemals unter Vertilgung eines ausgiebigen Quantums Bier im Walde fällte, um ihn dann unter Jubel ins Dorf

zu tragen, findet vor den Augen der heutigen Bauernjugend keine Gnade mehr, und das Begraben der Kirchweih, welches in der Weise vor sich ging, daß man nach Festschluß mehrere Flaschen Wein in die Erde steckte, um sie einige Tage vor dem nächsten Feste als echten Kirmeswein in fröhlicher Runde zu leeren, dürfte wohl auch zu den Seltenheiten gehören. Man findet es eben praktischer, mit dem Trinken des edlen Rebensaftes nicht mehr so lange zu warten. Nur der Vogelschuß mit seinem allbekannten Klingklang und Juchhei ist geblieben und bildet nach wie vor die pièce de resistance jeder echten Bauernkirmes.

In einigen Schwarzwaldortschaften bewirtet nach alter Sitte jeder Großbauer sein ganzes Gesinde drei Tage lang auf das Reichlichste, und in Mähren wird während der Festtage auch gegen Fremde die ausgedehnteste Gastfreundschaft geübt. — Hammelreiten und Hahnenschlag, die beliebtesten unter den Kirmesbräuchen, bieten eine Fülle grotesker Bilder. Ein ganz besonderer Pomp gelangt bei erstgenannter Lustbarkeit zur Entfaltung, indem nicht nur die Pferde, sondern auch die Reiter über und über mit bunten Bändern und Blumensträußen ausstaffiert sind. Die Musik nebst Fahne an der Spitze, so reitet der Zug in vollkommener Ordnung aufs Feld hinaus, um aus der Herde einen passenden Hammel auszuwählen. Das Opfer wird mit roten Bändern stattlich aufgeputzt, von dem mit einem langen Messer versehenen Fleischer aufs Pferd genommen und nun nach Rückkehr ins Dorf unter lautem Kling und Klang, Tanzen und Jauchzen auf einem Stein geschlachtet. Den Braten aber läßt man sich abends mit verschiedenen Nebengerichten trefflich munden. Allerhand Spiele werden arrangiert, und damit hat die Kirmes ihr Ende erreicht. — Berühmt war die auf einen Zeitraum von vierzehn Tagen sich erstreckende Kirmes zu Fürth in Bayern mit ihren Gastereien, Aufzügen, Bällen und altertümlichen Zeremonien, die sich in neuerer Zeit allerdings eine starke Beschneidung ihres üppig wuchernden Festtrubels hat gefallen lassen müssen, und daß die Deutschböhmen sich bei ihrer Kirda oder Kerwä in pomphaften Veranstaltungen noch immer nicht genug tun können, ist allgemein bekannt.

Am Niederrhein, wo man es mit dem Überbordwerfen herkömmlicher Gewohnheiten nicht so eilig hatte wie anderswo, bestand der Anfang der Kirmes darin, daß man dem Bilde des heil. Zachäus, welches im Vorjahr an einer bestimmten Stelle vergraben wurde, zu festlicher Auferstehung verhalf und es unter Musikbegleitung ins

Dorf trug, wo ihm auf dem Tanzboden ein Ehrenplatz eingeräumt wurde. Dann bildete sich — wie ein Kenner niederrheinischer Sitten sich vernehmen läßt — das sogenannte Reihengelag, indem sich die Burschen oder Gelagsjungen verpflichteten, drei oder mehrere Tage gemeinschaftlich zu feiern, gemeinschaftliche Zeche zu machen und einander bei der Anordnung des Festes, sowie bei etwa entstehender Schlägerei getreulich beizustehen. Dieses Versprechen wurde dadurch vollzogen, daß einer nach dem andern mit einer schweren hölzernen Keule auf einen Pfahl schlägt, der zu diesem Zwecke senkrecht in die Erde gestoßen ist. So viel Schläge jeder tut, so viel Tage ist er verbunden, zu feiern. Gewöhnlich sind es drei, mitunter auch vier oder sechs. Ist mit dem letzten Schlag der Pfahl völlig mit dem Boden gleich in die Erde getrieben, so gilt dies für eine gute Vorbedeutung. Die Mädchen, welche die Kirmeskrone, an manchen Orten den Kirmesbaum, ausgeputzt haben, sind bei diesem Akt zugegen und heften jedem der Gelagsjungen ein rotes Band, das Gelagsbind, auf die Brust, welches derselbe nicht eher abnehmen darf, bis die festgestellten Kirmestage vorüber sind.

Mit dem letzten Tone des Schlußgesanges beim Gottesdienst beginnt am darauffolgenden Sonntage die Tanzmusik. Jeder Bursche holt seine Tänzerin vom Kirchweg zum Tanzplatz, wo die Mädchen, welche die Kirmeskrone geschmückt haben, den Reigen beginnen. An den beiden nächsten Tagen ziehen die Gelagsjungen mit klingendem Spiel in die Kirche, wobei sie vormals auf alle mögliche Weise vermummt waren und an einigen Orten vom Pfarrer abgeholt wurden. Während der für die Gelagsgenossen bestellten Messe spielte die Musik, und nach Beendigung derselben geht der fröhliche Zug auf den Tanzboden, oft im Umwege zu entfernten Weilern, wo die Burschen früher mit Festbroten, den sogenannten „Plätzen" beschenkt wurden. An der Mittwoch kam sonst die Reihe des Festordnens an die Ehemänner, denen die Gelagsjünglinge das Feld räumten. Nicht selten ging dann erst das tollste Treiben los, und oft war das Fest bis zum Sonnabend ausgedehnt, wo es mit dem Begräbnis der Kirmes schloß. Mit kreidebeschmierten Gesichtern, in weiße Tücher gehüllt, gingen die Gelagsjungen gespensterhaft neben der Bahre her, auf welcher der Roßschädel oder das Zachäusbild unter üblichen Grabgesängen durchs Dorf getragen wurde. Die herkömmlichen Larven der Fastnachtszeit, wie der Bunge, Grimes, Geckenbähn und andere Spukgestalten, welche an die Heidengötter, den

getreuen Eckart, den Knecht Ruprecht, den wilden Jäger und sein Gefolge erinnerten, fehlten natürlich nicht. Selbst die weiße Frau (Hulda oder Berchta) wurde dargestellt, und während man die Grube schloß, ward ein jämmerliches Geheul angestimmt und mit Gießkannen, Topfdeckeln, Peitschen und andern Lärmwerkzeugen eine furchtbare Musik gemacht, worauf der Zug mit wildem Halloh ins Dorf zurückging und sich auflöste.

IX. Schützengilden und Schützenfeste.

Die Schützengilden, die sich von allen weltlichen Korporationen des Mittelalters am längsten zu erhalten gewußt und in der Gegenwart sogar eines kräftigen Wiederauflebens zu erfreuen haben, sind als eine Schöpfung des freien Bürgertums gegenüber der zunehmenden Macht des Adels anzusehen. Als die städtischen Gemeinwesen anfingen, sich ihrer eigenen Kraft bewußt zu werden und sich mit festen Mauern und Verteidigungsanlagen umgaben, die den Eroberungsgelüsten ihrer adeligen Unterdrücker ein Ziel zu setzen bestimmt waren, mußten sie naturgemäß darauf bedacht sein, aus ihrer Mitte heraus auch eine Wehrmacht zu bilden, die über die Sicherheit der Stadt ständig wachen und in Stunden der Gefahr ihren Platz hinter den Verschanzungen der Wälle einnehmen sollte. Diese rein praktischen Erwägungen riefen die Schützen-Innungen ins Leben, die in dem immer mehr sich entwickelnden und vorwärtsschreitenden Korporationswesen der Städte eine Sonderstellung einnahmen und den Zünften gegenüber schon aus dem Grunde mehr in den Vordergrund traten, als sie im politischen Leben der einzelnen Gemeinden den wichtigsten Faktor darstellten.

„Seit dem 13. Jahrhundert sehen wir die schon durchweg zu großem Ansehen gelangten Schützenfraternitäten nach dem Vorbilde der kirchlichen Brüderschaften organisiert, und wie die Zünfte, so besaßen auch die Schützenbrüderschaften ihren besonderen Schutzheiligen, Wappen, Fahnen, Altäre, Kirchenutensilien, Vicarien, Gottesdienste, Jahrestage, Prozessionsstangen, Kerzen, Habits, Leichengeräte, Sterbekasse, Urkunden, Laden, Waffen, Pokale, allerlei Geschirr von Silber, Zinn, Holz usw. Und gleichwie die Oberzunft- oder Zunftmeister späterhin ihre Zünfte oder Compagnien befehligten, so erscheinen die Oberschützen- oder Schützenmeister zuletzt als Führer und Befehlshaber der unter den Eingriffen der Städteobrigkeiten oder des Landesherrn bald stark verweltlichten Schützenbrüder-

schaften oder Schützengilden. Endlich erbauten dieselben nach dem Maße ihres Vermögens, ihres Mitgliederstandes ebenso ihre besonderen Schützenhäuser (Gaffelhäuser) wie die einzelnen Altbürger-, Kaufmanns- und Handwerksgilden seit alters ihre mehr oder minder stattlichen Gesellschaftshäuser inne hatten. Viele Schützenhäuser oder Schießbahnen wurden vorzüglich aus Stadt- oder Staatsmitteln erbaut und unterhalten, erweitert und verschönert; andere verdanken geistlichen und weltlichen Regenten ihre Entstehung, ihren Reserve-Geldstock, erhebliche Vergünstigungen usw. Die nächstgelegenen Straßen aber wurden ‚Schützenstraße', die Tore ‚Schützentore' benannt". (Edelmann.) Als Schutzheiligen wählten die Schützenbrüderschaften den durch mannigfache Legenden poetisch verherrlichten heilig. Sebastian, dessen Reliquien 1473 nach Braunschweig gebracht wurden, und nannten sich nach diesem Sebastianusbrüderschaften. Doch kommen neben ihm auch St. Georg, St. Eustachius, St. Michael, St. Antonius u. a. als Schützenpatrone vor. Auch Frauen, sogar ganzen Familien wurde ehemals der Eintritt in den Bund gestattet, und alte Schützenbücher wissen viel von zum Teil ansehnlichen Stiftungen, welche seitens wohlhabender Schützenschwestern erfolgten. Vor allen Dingen lag den Gilden eine würdige und möglichst feierliche Bestattung der verstorbenen Mitglieder sehr am Herzen, und in den alten Statuten finden sich auf diesen Punkt bezügliche ganz genau und ausführliche Bestimmungen. Das Statut der Liegnitzer Brüderschaft enthält sogar folgenden ausgezeichneten, ein hochentwickeltes kameradschaftliches Gefühl offenbarenden Passus: „Es soll auch die Wittfrawen vor sich und ihre Kinder bei der Brüderschaft beystandt und fürderung haben, und die Eldisten sambt den andern von der Brüderschaft neben ihren Verordneten Vormünden sich derselben in ihrem obliegen treulichen annehmen." Die erste Schußwaffe, die die Schützen bei ihren Übungen benutzten, war der aus der grauen Vorzeit überkommene, der Sage nach von den Göttern erfundene Bogen, dessen sich schon die semitischen und arischen Völker auf ihren ersten Kriegszügen bedienten und der auch noch in den Hugenottenkriegen den geübten Bogenschützen Richelieus gute Dienste leistete. Der deutsche Bogen aus den ersten Zeiten des Mittelalters maß 1,50 Meter, derselbe war aus Ulmen- oder Eichenholz, später aus Horn hergestellt. Zur Zeit der Kreuzzüge gelangte eine andere Waffe, die von der Kirche und dem Adel lange gründlichst gehaßte und verfehmte Armbrust im deutschen Bürgertum schnell zu großer Beliebtheit, ein Spannschießgewehr,

dem kurz nach seiner Einführung bereits die denkbar größte Vervollkommnung zu Teil wurde, wie man namentlich auch auf die künstlerische Ausstattung des Schaftes hohen Wert legte, wovon die vielen Prachtstücke in unsern Waffensammlungen genugsam Zeugnis ablegen.

Das Mittelalter kannte folgende Armbrust-Arten: Die Stein- und Kugel-Armbrust; die Kurbel- oder Winden-Armbrust; die Geisfuß- oder Hebel-Armbrust; die Flaschenzug- oder Turm-Armbrust; die Lauf- oder Rinnen-Armbrust; die chinesische Armbrust. Diese Lieblingswaffe der alten Schützen hat sich bis in unsere Tage in Ansehen zu erhalten gewußt, und Hackländer liefert uns in seinen Erinnerungen einen Bericht über ein solches Armbrustschießen, wie es die Sebastianusgesellschaft alljährlich in seiner Vaterstadt Burtscheid bei Aachen veranstaltete, wobei der gewiß seltsame Brauch herrschte, daß die Schützen beim Zielen den rechten Daumen in die Nase steckten, um dadurch dem gegen die Schulter gestemmten Schaft einen größeren Halt zu verleihen.

Nach der Erfindung des Schießpulvers trat in der Waffenausrüstung der Schützen schnell eine vielseitige Vermehrung ein, Zielrohre, Hakenbüchsen, Radschloßgewehre, Musketen in allen nur denkbaren Formaten und Konstruktionen gelangten bei ernsten und heiteren Anlässen neben den alten Waffen zur Verwendung und trugen zur malerischen Ausstaffierung der betreffenden Korporationen und Gilden nicht wenig bei. Der Kölner Schützenbrief vom Jahre 1501 enthält bereits die Abbildung einer Scheibenbüchse mit vollständiger Schäftung, mit Kolben zum Anschlag an die Wange, einem gegliederten messingenen Lauf und einem Luntenhahn. Nur Schützen mit solchen Büchsen, Vorladern, wurden zugelassen. Auch bestand schon damals die feste Verordnung, wonach jeglicher schießen sollte: „uffrecht mit frigen schwebenden armen und affgesneden wammesermell, aen schnore (ohne Schnur) und ramen und auch aen schwerm oder rauchpanne, und also, dat dye bosse dye ayssel (Achsel) neyet anrorrt, und sunderlich uff yeder boessen nyet me dan eye slecht absеyn (absehen) und synden eye lochelyn oder uffen schrentznlyn haben, und soll gaye schucze czvey klotz oder koegalen oder gefedert klotz schießen, sondern dye dynge gancz aufrecht wije schyeßens recht ist aen allen furdeil halden ungeverlich." — —

Pfingsten war seit alters her der Zeitpunkt, an welchem die Schützenkompagnien ihr Hauptfest feierten, an welchem sie in fröhlichem Zuge hinauszogen auf den Anger, um dort unter allerhand

Lustbarkeiten den Vogel zu schießen, wie dies schon bei den alten arischen Völkern, den Indern, Persern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten und Slaven Brauch und Sitte war. Denn das Schießen der Tauben, von dem bereits in der Ilias die Rede, galt als ein den Göttern wohlgefälliges Spiel, und namentlich um die Zeit des Frühlings, des neuen Grünens und Werdens, die die Kraft und das Walten der ewigen Götter besonders wahrnehmbar den Menschen zum Bewußtsein brachte, suchte man dem durch den Naturssegen erzeugten Glücksgefühl durch jene frohe Betätigung Ausdruck zu verleihen. Diese so leicht zu begreifende Lenzfreude der Menschen mag dann auch zur Erklärung dafür dienen, daß die Schützenlustbarkeiten meist im Frühling abgehalten wurden, ja an vielen Orten waren Mai-, Pfingst- und Schützenfeste geradezu eins, und das Kränzleinschießen, das im Mittelalter eine so große Rolle spielte, muß direkt auf die Maikränze, das alte Symbol des Hoffens und der Liebe, zurückgeführt werden. In der Glanzzeit des deutschen Schützenwesens im 15. und 16. Jahrhundert wurden diese Kränze, von den Händen kunstgeübter Jungfrauen überaus reizvoll aus Golddraht, Perlen und Seidenbändern verfertigt, an die Kranzfahne gehängt oder auch auf sammetnen Kissen dem festlichen Zuge vorausgetragen. Mit diesen die Freude und das Siegerglück versinnlichenden Kränzen, mit denen Städte einander beschenkten oder die von Städten Fürsten dargebracht wurden wie auch umgekehrt, wurde später ein außerordentlicher Luxus getrieben. Bei dem glänzenden, von dem edlen Herzog Christoph von Württemberg im Jahre 1560 zu Stuttgart veranstalteten Herrenschießen erschien, unter Vortritt eines Marschalls und vier blasender Trompeter von zwei Grafen geführt, Jungfrau Hedwig, des Herzogs 13jährige Tochter.

Sie ging daher gar züchtig und klug
Und in der Hand die Fürstin trug
Einen schönen wohlgemachten Kranz
Von Gold und Perlen war er ganz.

singt Lienhard Flegel, der Chronist jenes Stuttgarter Festes. Wann zuerst die künstlich verfertigten Vogelbilder als Schützenziele an Stelle der lebenden Tiere getreten sind, vermochte die Forschung nicht festzustellen. Nur wissen wir, daß der bunte Papagei als Symbol des farbenreichen Lenzes und Frühsommers bereits im 13. Jahrhundert seinen Platz hoch oben auf der Vogelstange hatte, um diesen dann später dem Adler zu überlassen. Ed. Jacobs hat diesen unter großem Schaugepränge veranstalteten Papageien-

schießen des Mittelalters eine ziemlich umfangreiche Monographie gewidmet, in der er unter anderm auf den innigen Zusammenhang jener Veranstaltungen mit den Festen der Maigrafen oder Maikönige hinweist. In Bern besteht noch jetzt die im Jahre 1264 gegründete Bogenschützengesellschaft „Zum Papageien", und in vielen deutschen Städten, wie beispielsweise in Aachen und in Frankfurt am Main, trugen gewisse Häuser die Bezeichnung „Im Papagei", woraus zu schließen ist, daß sie ehemals Schützengesellschaften als Versammlungslokal dienten. Im allgemeinen erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß die aus den vornehmen Ständen, den Kaufleuten, Junkern usw. sich rekrutierenden Schützengenossenschaften den Papagei als Ziel beibehielten und sich hiernach Papageiengilden nannten, wohingegen die demokratischen Elemente den schwarzen Aar auf die Stange setzten.

Wie einst ein Papageienschießen in der rheinischen Stadt Siegburg endete, darüber weiß Dornbursch in seinen interessanten Forschungen Folgendes zu berichten: „Als der Papagei bei den Schießspielen in Siegburg am Niederrhein im Jahre 1522 bereits abgeschossen war, machte eine Zigeunertruppe vor den Schützen und allem Volke ihre Künste. Sie ließ einen Bären tanzen, warf mit Kugeln und Messern, und einige alte Zigeunerweiber weissagten auch den durch reichlich genossenen Wein in heitere Stimmung versetzten Schützen aus der Hand, was gotteslästerlich gewesen war und vor das Sendgericht gehörte. Eines der Weiber sagte dem Kerstgen Strahlen von Linz eine unliebsame Sache wegen seiner ehelichen Hausfrauen. Darob war der Jost van Schlickum aus Sinzig in eine helle Lache ausgefahren und hatte gerufen, nun möge sie ihm auch weise sagen, die Wichlerin wisse geheime Sachen. Unterdessen zog Kerstgen sein Messer vom Gurt, um es dem van Schlickum in den Hals zu bohren. Nun entstand ein allgemeiner Tumult; die Verteidiger des Missetäters reizten die Wut der Menge, und bald war das fröhliche Fest in eine allgemeine, blutige Metzelei verwandelt, in der zwei Menschen getötet und viele verwundet wurden. Selbst der Bär war wild geworden, hatte sich von der Kette losgerissen und mehrere ehrsame Frauen niedergerannt, sonsten jedoch keinen Schaden an Menschen angerichtet. Zuletzt kam die ganze Sache vor Gericht, und wer büßen mußte, waren die Zigeuner, die Heiden. Sie wurden gestäupt, ja die alte Wahrsagerin hätte man vermutlich vom abteilichen Scharfrichter gegen eine Gebühr von 6 Schilling gerne verbrennen lassen, wenn die Rache, die Wiederkehr der übrigen

Zigeuner, welche man über die Burgbanns-Grenzen geschubt hatte, nicht zu sehr zu fürchten gewesen wäre. Also ließ man jene Alte, nachdem sie im Schinkenkessel mit Ruthen gehauen worden war, laufen. Der Abt aber, der Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen, erließ den 13. September 1522 eine Verfügung an die Stadtschützen von Siegburg, in welcher er für die Folge streng verbot, fahrendes Volk, welches mit Singen und Gaukelspiel viel Unrat und Perturbierung frommer Christenleut anrichte, zu den Schießspielen zuzulassen. Und so wiederum ein Schießspiel gesetzt sei, sollen alle dergleichen Personen an den Stadttoren abgewiesen und im Falle der Widersetzlichkeit in den Turm geworfen und nach Gebühr bestraft ewrden." — —

Was den Schützengilden der alten Zeit ein besonderes Ansehen verlieh, war das mit ihnen verbundene Königstum, das zur Hervorkehrung eines besonderen Pompes Veranlassung bot. Die stetig zunehmende Lust an den Schießspielen, die sich zu dem bürger-Hauptfest entwickelten, war die Ursache, daß fast alle größeren und kleineren Ortschaften alljährlich sogenannte „Königsschießen" veranstalteten, die gewissermaßen die höchste Steigerung der allbeliebten Lustbarkeit darstellten. „Wer dabei König wurde, erhielt ursprünglich innerhalb der Schützenbruderschaft nichts als eine ehrende Huldidung, leere Würden, in späteren Perioden jedoch, da das Schützenkönigtum aus einer Schützensache zugleich zu einer wichtigen städtischen Angelegenheit erhoben worden war, flossen den Schützenkönigen außer hohen Ehren auch noch bedeutende Einkünfte und mitunter recht sonderbare Vorrechte zu. Patrizier wie Zünftler, Fürsten und Fürstinnen bekundeten die größte Lust, den höchsten Eifer, diese Ehre, Schützenruhm zu gewinnen."

Der Hauptschmuck des auch sonst durch eine reiche Gewandung gekennzeichneten Schützenkönigs bildete das sogenannte „Kleinod", jener kostbare, aus silbernen Schilden, Wappen und sonstigen Dekorationsstücken zusammengesetzte Behang, der eine Trophäe aller Ehrungen und Siege der betreffenden Gilde darstellte und mit anderen Prunkstücken auf das Sorgfältigste in der Schützenlade oder vom Könige selbst verwahrt wurde. Vielfach hatten die von Jahr zu Jahr um neue Bestandteile sich vermehrenden Kleinode eine solche Schwere und Ausdehnung, daß der damit Dekorierte sich kaum hätte fortbewegen können; in solchen Fällen wurde der Ehrenschmuck dann dem Könige voraufgetragen, oder aber man hatte, wie bei der Dresdener Schützengesellschaft, deren Behang 21 Pfund gewogen haben

soll, für den gewöhnlichen Gebrauch ein leichteres Kleinod zur Verfügung. Im Jahre 1605 schafften sich die Armbrustschützen zu Halle eine goldene Kette, die 52 Goldgulden wog, an, und der städtische Burggraf Kühn, der damals den Vogel abschoß, stiftete zu jenem Schmuck „ein goldenes Vögelein mit Edelsteinen besetzt." Erzbischof Christian Wilhelm jedoch, der im Jahre 1611 den Königsschuß tat, verehrte den Schützen eine fünfzig Kronen schwere, mit seinem Bildnis geschmückte goldene Kette. Noch heute kann man sogar in kleinen Ortschaften auf dem Lande Schützenkleinode von hohem kunstgewerblichem Werte antreffen, die den Beweis dafür liefern, wie sehr zugetan man dem Schützenwesen selbst dort war, wo man sonst nach den Merkmalen einer freieren Kultur vergebens suchte.

Mit großem Nachdruck wurde seitens der alten Schützengilden auch die Aufrechterhaltung und Durchführung ihrer Satzungen und Reglements betrieben, in denen sich oft ganz wunderliche Bestimmungen vorfinden. „Schrieb eine Stadt ein größeres Freischießen aus, so unterließ sie nicht, die wichtigsten Punkte der eigentlichen Schießordnung dem Ladebriefe beizufügen. Ein angeleimtes Stück Pergament hatte einen runden Ausschnitt, durch welchen die zugelassenen Bolzen sich stoßen lassen mußten. Ein auf dem Ausschreiben angebrachter Strich bezeichnete ferner das Maß, nach welchem die Entfernung der Schießwände vom Stande, die Höhe der Vogelstange usw. gemessen wurde; auch das Zirkelblatt war gewöhnlich beigezeichnet. Den Büchsenschützen wurde die zugelassene Art der Büchsen genau bezeichnet, Maß und Scheibengröße gleichfalls kundgegeben. Vor Beginn des Schießens mußte alsdann jeder Armbrust oder Stahlschütze seine Bolzen beschreiben, d. h. von dem Schützenschreiber mit des Schützen Namen versehen lassen. Jeder Büchsenschütze war dagegen gehalten, vor allen Dingen sein Zielrohr von den Siebnern, Neunern usw. besichtigen zu lassen, ehe er zum Schießen antreten durfte." Die alten Schützenordnungen waren bis in die kleinsten Punkte detaillirt, sie enthielten sowohl genaue Instruktionen für die Allgemeinheit der Mitglieder wie für die Hauptleute, Beisitzer, Offiziere, Schützenmeister, Schützer-Zieler usw. „Gegen die Schützen insgesammt — so heißt es in einer älteren Leipziger Verordnung recht biedermännisch — soll der Zieler sich höflich und bescheiden bezeigen und zu einiger Mißhelligkeit nicht Anlaß geben; auch so lange sie im Schießgraben beysammen sein, aufwarten und zu der Zeit keinen Tabak rauchen, wenig in der Karte spielen, noch sich des übermäßigen Trunks gelüsten lassen, auch sich allen Fluchens

und Schwörens enthalten. Des Biers, so er in dem Schießgraben holt oder holen läßt, soll er fleißig Acht haben, kein Bier unterschlagen, aus dem Graben tragen noch in Holung desselben Niemandem unter Weges einschenken oder ausgießen noch verfälschen lassen, ebensowenig solches selbsten thun, auch zu viel denen Schützen nicht anschreiben oder von ihnen fordern bei Verlust seines Dienstes."

Großartige Bilder bürgerlichen und städtischen Glanzes, die sich von dem malerischen Hintergrunde mittelalterlicher Kultur doppelt wirksam abhoben, erzeugten auch die großen mit Prunkaufzügen, Gastmählern, Jahrmärkten und buntem Schaugepränge aller Art verbundenen Freischießen, wie sie bedeutende Städte bisweilen zu veranstalten pflegten, wobei an Ehrungen, Auszeichnungen und Gaben für die Sieger ungemein Wertvolles geboten wurde. Am Schlusse des im Jahre 1576 von der Stadt Straßburg veranstalteten, von Johann Fischart dichterisch verherrlichten Freischießens führten in die Farben der Stadt gekleidete Knaben das künstliche Gebäude eines riesigen Elefanten herum, der auf seinem Rücken einen Turm, von dem die vielen seidenen Preisfahnen für die Büchsenschützen flatterten, trug. An diesen Elefanten reihte sich ein Triumphwagen, welcher die Sieger aufnehmen sollte. Geputzte Mädchen, die zuletzt die Preise den glücklichen Schützen überreichten, begleiteten den Festwagen. Der ganze Schlußfestzug bewegte sich vom Schießplatze in die Stadt. Nach Beendigung der Preisverteilung erfolgte die erhebende Übergabe des während des überaus herrlichen Festes neuergrünten Schützenkränzleins an eine andere schützenfreundliche Stadt — die freie Reichsstadt Frankfurt am Main.

Ein Ereignis von weitreichender Bedeutung im Schützenleben der damaligen Zeit war auch das Stahlschießen zu Regensburg Anno 1586, das in dem Zeichner und Kupferstecher Peter Opel einen sehr gewissenhaften Chronisten gefunden hat, der eine mit reizvollen Abbildungen versehene Beschreibung jenes seltenen Festes herausgab unter dem Titel: „Wahrhafte und eigentliche Kontrafaktur des löblichen freund- und nachbarlichen Stahelschießens so anno 1586 den 31. Juli zu Regenspurg gehalten. In 5 Tailen, darin der gantze Pau mit aller Zier und Aktis ordentlich für das Gsicht gestellt und angezeigt wird zu Ehren den edlen, ehrenvesten, fürsichtigen, ersamen und weisen Herrn Cammerer und Rath daselbst durch Peter Opel, Püchsenschiffter in Regenspurg 1587" — —

In den Ländern am Rhein insbesondere haben die Schützenfeste bis auf den heutigen Tag noch viel von ihrem ehemaligen Glanz bewahrt und bilden im dortigen Volksleben ein markant hervortretendes Moment.

Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld.
Der Franke neidet deine Schöne
Und seiner Gier bist du ein Ziel;
Drum üben deine schmucken Söhne
Die Kraft im ernsten Waffenspiel,
Drum rufen deine Schützenfeste
Von nah und fern heran die Gäste —
Und steten Sieges klarbewußt
Vereint dem Ernst sich stolze Lust.

so klingt es treffend und poetisch zugleich heraus aus Kinkels prächtigem „Otto der Schütz."

Bemerkenswert durch den besonderen, in althergebrachten Formen sich vollziehenden Pomp, mit welchem es gefeiert wird, ist das Schützenfest zu Ahrweiler, dem gemütlichen und weinfröhlichen Städtchen im schönen Ahrgau, das dort alljährlich am Frohnleichnamstage stattfindet. In den Straßen und Sträßchen reiht sich dann Baum an Baum, die vor den Häusern hingepflanzt sind, oft so dicht beieinander, daß Türen und Fenster von dem Laubwerk völlig verdeckt werden. Ahrweiler hat sich in einen grünen Hain verwandelt, in eine Waldstadt voll romantischen Zaubers, dessen stimmungsvollen Reiz die zahlreichen Guirlanden, Triumphbogen und der bunte Fahnenprunk noch vermehren. Morgens früh nach beendigtem Hochamte setzt sich unter Glockenklang die Frohnleichnamsprozession in Bewegung. Langsam schreitet der Zug vorwärts, feierliche Gesänge und Gebete erschallen, die Kirchenfahnen wehen hoch empor, der Weihrauch erfüllt, untermischt mit Blumenduft die von der Sonne erglühte Luft, die weißen Florkleider der „Engelchen" und „Bräutchen" schimmern hell hervor. Die prachtvollen Gewänder der Geistlichkeit, die Gold- und Silberstickereien des Baldachins, unter welchem das Venerabile getragen wird, alles das verbreitet eine Fülle von Glanz und Farbenprunk, dem etwas Weihevolles anhaftet.

Ein besonders charakteristisches Gepräge erhält die Prozession dadurch, daß die Schützen in langen Reihen mit geschultertem Gewehr voranziehen. Vor den vier Toren des Städtchens sind Altäre errichtet. An jedem derselben wird der Segen erteilt, und so oft dies geschieht, salutieren die Schützen und geben knatternde Salven

ab, die durch das ganze Tal dröhnen. Wenn die kirchliche Feier ihr Ende erreicht hat, findet dann mittags auf dem Marktplatze zu Ahrweiler die herkömmliche große Schützenparade statt, ein Schauspiel, das stets zahlreiche Zuschauer von nah und fern herbeilockt. Unter den Schützen bemerken wir manche originellen Typen, die direkte Erinnerungen an die Biedermeierzeit in uns heraufbeschwören. Da ist der Höchstkommandierende mit seiner goldbordierten Uniform, sind die strammen Offiziere mit ihren wallenden Federbüschen, spielt sich der alte Tambourmajor mit seinem weinseligen Gesicht breit auf und schwenkt den Regimentsstab nach allen Regeln der Kunst. Das sind köstliche Figuren voll Humor und Gemütlichkeit. Zwei Musikkapellen spielen, Kommandorufe erschallen über den Platz, und dann wird geschossen, daß „die Heide wackelt".

Endlich wird der Schützenkönig der Junggesellen, der im Schilderschmuck würdevoll bei der Fahne verharrte, von einer Deputation der Bürgerschützen begrüßt und unter den üblichen Zeremonien die Reihen entlang geführt. Hierauf nimmt der König, der Held des Tages, die Parade ab. Die Junggesellen ordnen sich in Zügen und vollführen mit möglichster Schneidigkeit den Parademarsch, was unter den Zuschauern, dem Ernst der Sache zum Trotz, meist große Heiterkeit hervorruft. Abends nach dem letzten Läuten findet dann auf dem Marktplatz das große Essen statt, die Gratisbewirtung der wackeren Schützen namens des Königs. Unter offenen, laubgeschmückten Zelten stehen da lange Reihen von gedeckten Tischen, an welchen die Schützen Platz genommen, dem trefflichen Kalbsbraten und heimischen Rebensafte mit großer Ausdauer zusprechend. Dabei spielt die Musik, und zahlreiche Trinksprüche auf Kaiser, König und Reich werden ausgebracht, wie sie nun einmal von einem Feste dieser Art unzertrennlich sind. Wer als Gast bei einem Mitgliede der Schützengilde weilt, kann durch dieses eingeführt werden und tafelt dann unentgeltlich mit. Es ist dies eine alte Sitte, sehr bezeichnend für den gastfreundlichen Sinn der Ahrweiler Bürger.

Am folgenden Tage wiederholen sich die Festlichkeiten in ähnlicher Weise, nur daß die Parade in Wegfall kommt. An Aufmärschen mit klingendem Spiel, Reveillen, Serenaden, Schieß- und Tanzlustbarkeiten wird indes auch dann Bedeutendes geleistet. Ist der Wein im Vorjahre gut geraten, das Budget mithin in floribus, so erlauben sich die Schützen auch noch einen dritten Freudentag.

So wie wir es hier in flüchtigen Umrissen gezeichnet, ist das Ahrweiler Schützenfest beschaffen. Heiter, klangvoll, gemütlich. Genau

wie es in den Tagen der Väter gefeiert wurde, ist es bestehen geblieben mit seinem bunten Prunk und Jubel und seinen volkstümlichen Formen, dem Sprichwort zum Trotz, das da sagt: „Andere Zeiten, andere Feste!"

X. Bilder aus dem Zunftleben.

Aus dem Gesamtbilde des sozialpolitischen Lebens des Mittelalters treten die Zünfte als eine der merkwürdigsten und bedeutendsten Erscheinungen machtvoll in den Vordergrund. In ihnen begegnen wir vielleicht der vollendetsten, in ihren Zielen und Endzwecken vollkommen klar sich aussprechenden korporativen Institution der Vergangenheit, deren versuchte Wiederbelebung mit Naturnotwendigkeit scheitern mußte, weil sie aus dem Geiste des Mittelalters heraus geboren und ihre Existenz nur in diesem Geiste denkbar war.

Die Frage nach dem Zeitpunkte der Entstehung der Zünfte könnte einfach dahin beantwortet werden, daß letztere ins Leben traten als sich die Notwendigkeit eines festen Zusammenschlusses und gemeinsamen Zusammengehens unter den verschiedenen Berufsständen im Handwerk und Gewerbe fühlbar machte. Dies dürfte etwa im 12. Jahrhundert der Fall gewesen sein, wo die Bevölkerung der Städte mächtig anwuchs, Handel und Wandel die regste Entwicklung zeigten und die aus den allgemeinen Kulturfortschritten sich ergebenden neuen Bedürfnisse in den Werkstätten allenthalben die emsigste Tätigkeit hervorriefen. In der Tat liegen denn auch, wie Stieda und andere Forscher nachgewiesen, bereits aus der Mitte des 12. Jahrhunderts Nachrichten über bestehende Handwerkerverbindungen vor und zwar in Gestalt von Verleihungsurkunden des Zunftrechts für die Bettziechenweber in Köln von 1149 und für die Schuster in Magdeburg von 1159.

Professor Gustav Schmoller, einer der gründlichsten Kenner des mittelalterlichen Zunftwesens, charakterisiert in seiner ausgezeichneten Monographie über die „Straßburger Tucher- und Weberzunft" jene Handwerkerverbände wie folgt: „Die deutschen Zünfte waren Vereine oder Genossenschaften von Gewerbetreibenden eines Handwerks, die gemeinsam ihre gewerblichen und sozialpolitischen Zwecke verfolgten, aber ihre Vereinstätigkeit auch auf alle Seiten des geselligen und gesellschaftlichen Daseins ausdehnten, vor allem für politische, Herrschafts- und praktische Verwaltungszwecke ihre Verbände ausnutzten

oder ausnutzen ließen und damit zu Korporationen des öffentlichen Rechtes, zu Polizei- und Gerichtsbehörden wurden."

Und an anderer Stelle in genannter Schrift heißt es: „Die Zunft war eine Organisation zu Gunsten des arbeitenden Mittelstandes, zu Ungunsten des Kapitals und der großen Besitzer; sie war eine Friedensstation in dem großen weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Arbeit und Besitz, aber eine solche, die der mit dem kleinen Kapital verbundenen Arbeit am günstigsten war."

In den großen Handelszentren und den durch ihren Gewerbefleiß hervorragenden Städten entwickelte sich das Zunftwesen bald zu außerordentlicher Blüte. So gab es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Nürnberg schon über 400 Gewerbe mit den entsprechenden Zünften, von denen die meisten sogenannte gesperrte Zünfte waren, d. h. solche, welche keinen Auswärtigen zuließen und keine Wanderschaft gestatteten, dazu gehörten namentlich die Gold- und Silberdrahtzieher, die Goldschläger, Rotschmiedsdrechsler, Bleistiftarbeiter, Ahlenschmiede, Schellenmacher, Fliderleinsschläger, Sanduhrmacher usw. Ebenfalls war unter den Zünften genannter Stadt die Arbeitsteilung damals schon eine sehr ausgedehnte, so gab es daselbst bezüglich der Gewehrfabrikation: Büchsenmacher, Büchsenschmiede, Flintenschloßmacher, Büchsenschifter und Büchsenfasser.

An der Spitze der Zunft stand der Zunftmeister, dem die Lade, das Banner, die Büchse und das Insiegel des betreffenden Handwerks anvertraut waren; ihm zur Seite standen die Geschworenen, denen die Leitung aller Zunftangelegenheiten oblag. Die Lade, meist kunstvoll aus Holz oder Eisen gearbeitet, mit reichem ornamentalem Schmuck und zu ihrer Sicherung mit mehreren schweren Schlössern versehen, stellte das Hauptwertstück der Zunft, gewissermaßen ihr Kleinod dar; alle Dokumente von Wichtigkeit, insbesondere das Gewerksbuch mit den Zunftstatuten, das Siegel, die Hauptkasse, besonders kostbare Gefäße usw. wurden in der Lade aufbewahrt, die entweder im Zunfthause oder in der Wohnung des Obermeisters ihren Verwahrungsort hatte und beim jährlichen Hauptfeste mit bestimmten Zeremoniell in feierlichem Zuge des ganzen Handwerks durch die Straßen der Stadt getragen wurde. Ebenso wurden alle Zunftverhandlungen, Rechtsprechungen usw., die nicht vor „offener Lade" stattfanden, als ungültig erkannt. Den Mittelpunkt des Verkehrs unter den Zunftgenossen bildete die je nach den vorhandenen Mitteln prächtig oder minder prächtig ausgestattete

Zunft- oder Trinkstube. Hier fanden sich die Mitglieder zu fröhlichem Becherlupf und zu heiterer Geselligkeit ein, von hier aus empfingen sie alle nützlichen und praktischen Anregungen und Weisungen, hier auch fand der junge Handwerksmeister, der eben erst dem Bunde beigetreten, seinen festen Halt, wurde ihm gelehrt, die Freuden des Lebens in Ehren zu genießen, wurde er zu Tüchtigkeit und Selbstvertrauen erzogen wie auch sein Mut gefestigt wurde im Hinblick auf die genossenschaftliche Hilfe und Teilnahme, auf die er in trüben und schweren Stunden mit Gewißheit rechnen durfte. Auf die innere Organisation, die Verfassung, Gerichtsbarkeit usw. der Zünfte hier näher einzugehen, ist nicht unsere Aufgabe; dem Zwecke unseres Werkchens entsprechend, haben wir nur zu untersuchen, in welcher Art sie im deutschen Volksleben hervorgetreten, und daher kommt für uns in erster Linie die gesellige Seite der Zünfte in Betracht.

Daß bei solch großen Korporationen, von denen jede von ihrer Bedeutung und ihrem Wert für das örtliche Ganze durchdrungen war, sich bestimmte gesellige Formen ausbildeten und diese namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, wo der Reichtum der Städte wuchs und die festlichen Veranstaltungen sich häuften, dem Charakter der Zeit entsprechend ins Pomphafte und Übertriebene ausarten mußten, liegt auf der Hand. Schon ihr enges Verwachsensein mit der Kirche, die es sich angelegen sein ließ, das religiöse Leben der Zünfte zu regeln und sie zur Einhaltung bestimmter kirchlicher Vorschriften zu verpflichten, gab dem öffentlichen Hervortreten der Handwerkergilden etwas Würdiges und Eindrucksvolles. Bei den Frohnleichnamsprozessionen, bei welchen sie ihrem Range nacheinander folgten, traten sie in sehr bemerkenswerter Weise in die Erscheinung, und bei allen öffentlichen Festen, bei offiziellen Veranstaltungen, Fürsteneinzügen, feierlichen Einholungen und ähnlichen Anlässen bildeten sie in ihrer schmucken Gewandung, mit ihren Bannern und Emblemen ein höchst malerisch wirkendes Element. Insbesondere liebten es die Zünfte bei öffentlichen Aufzügen mit den Leistungen ihres Gewerbes hervorzutreten, was alsdann meist in verblüffenden und grotesken Formen geschah. So wissen wir, daß die Fleischer bei derartigen Gelegenheiten mit Riesenwürsten, zu deren Fortbewegung oft 50 bis 60 Mann erforderlich waren, zu prunken liebten, die Bäcker trugen monströse Bretzeln und andere phantastische Backwerke herum, die Hutmacher formten allerhand phantastische Figuren, denen sie mächtige Kopfbedeckungen aufsetzten, die

Tucher waren in der Herrichtung von Prachtwagen, die Böttcher und Schwertfeger in der Ausführung von charakteristischen Tänzen, sowie im „Fahnenschwingen" sehr geschickt usw.

Abb. 5. Der Metzgersprung in München. Nach Photographie.

Zu den originellen Zunftsitten, die sich bis auf die Gegenwart forterhalten haben, gehört der Metzgersprung in München (Abb. 5), mit dem einige Wochen vor Fasching in der Herberge stattfindenden

„Büscheltanz“ eröffnet wird, bei dem alles auf den Festakt Bezügliche besprochen und der sogenannte Hochzeiter gewählt wird, das ist derjenige Teilnehmer, der beim Aufzug Kanne und Becher zu tragen hat.

Der Tag der Ausführung der Zeremonie ist der Fastnachtsmontag. Bereits neun Uhr morgens treten die Fleischergesellen in sauberem Anzuge mit Blumensträußen geschmückt im Versammlungslokale an. „Einige Metzgerbuben in schwarzen Beinkleidern, roten Westen und Röcken, mit grünen Hüten auf dem Kopfe und dem Stahl an der Seite werden auf Pferde gesetzt, die Lehrjungen oder Lehrner, welche freigesprochen werden sollen, reiten ebenfalls in roten Jankern, den sauberen Schuber umgeschürzt auf Metzgerpferden, für welche die königliche Sattelkammer willig Sättel und Schabracken hingibt. Hierauf wird der Hochzeiter feierlich mit Musik aus dem Hause seines Dienstherrn abgeholt und zuerst zum Altgesellen, dann auf die Herberge und von dort in die St. Peterskirche zur Messe geleitet. Die Musik und die Berittenen eröffnen den Zug, der Altgeselle mit den Beisitzern schließt ihn. Die Kannen- und Willkommsträger, sowie der Altgeselle tragen dem Herkommen gemäß rote mit Silber bordierte Röcke, dreieckige Hüte und ein Bandelier, woran der Degen hängt.“ Von der Kirche begibt sich der Zug in das königliche Schloß, wo man den Fürstlichkeiten eine Art Huldigung darbringt, dann geht's nach dem Fischbrunnen, wo die Lehrlinge in einem benachbarten Kaffeehause die herkömmliche Umkleidung vornehmen. Nach dem Mittagläuten kommen sie ganz weiß gekleidet und mit Kalbsschwänzen behängt wieder zum Vorschein, umschreiten dreimal den Rand des Brunnenbeckens und postieren sich alsdann neben dem Altgesellen auf einer zurechtgelegten bretternen Tafel. Letzterer bringt nun unter lebhaftem Zurufen der zahlreichen Menge die Gesundheit auf die Mitglieder des königlichen Hauses aus, wobei er das geleerte Glas jedesmal in den Brunnen wirft, dann geht etwa nach folgender Formel der Freispruch vor sich:

Altgesell: Wo kommst du her, aus welchem Land?

Lehrner. Allhier bin ich ganz wohlbekannt; allhier hab ich das Metzgerhandwerk aufrichtig und ehrlich gelernt, ebendarum will ich auch ein rechtschaffener Metzgerknecht werden.

Altgesell. Ja ja, allhier hast du das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, sollst darum ein rechtschaffener Metzgerknecht werden. Du sollst aber getauft werden bei dieser Frist, weil

du gerne Fleisch, Bratwurst und Brödel ißt. Sag mir an deinen Namen und Stammen, so will ich dich taufen in Gottes Namen.

Lehrner. Mit Namen und Stammen heiß ich N. N. in allen Ehren, das Taufen kann mir Niemand wehren.

Altgesell. Nein nein, das Taufen kann dir Niemand wehren, aber dein Namen und Stammen muß verändert werden!

Hierauf folgt ein komischer Spruch und während des Sprechens schlägt der Altgesell dem Freizusprechenden immer zwischen die Schultern, was an die Beschwerden und Unannehmlichkeiten erinnern soll, denen jeder in seinem Stande ausgesetzt ist. Dann springen die Freigesagten in den Brunnen hinab und bemühen sich, die etwa sich nähernden Knaben und Mädchen tüchtig zu befeuchten. Nachdem dieser Scherz lange genug gedauert, ersteigen sie wieder den Brunnenrand, um durch ein emporgehaltenes Metzgerbüblein mit dem an einem roten Bande hängenden Taufstaler dekoriert zu werden. Von jetzt ab ist der Lehrling, der durch das Bad alle Lehrlingsunarten von sich abgewaschen, ein freier Geselle und darf in Gemeinschaft der Genossen trinken, sich mit an ihren Gelagen beteiligen und ehrbare Mädchen zum Tanze führen. Mit heiteren abendlichen Zusammenkünften findet das Fest dann seinen Abschluß.

Eine andere originelle Zunftsitte begegnet uns in dem Ulmer Fischerstechen (Abb. 6). Diese eigenartige und unterhaltsame Belustigung hing mit der Bürgermeisterwahl in genannter Stadt zusammen, die am Freitag vor Lorenzi in jedem Jahr abgehalten wurde. Am darauffolgenden Montag ging die Beeidigung des neuen Stadtoberhauptes vor sich, der hiernach der Schwörtag hieß. Nach erfolgter Eidesablegung oblag dem Gewählten die Verpflichtung, die Zünfte, die ihm ihrerseits eine Verehrung ins Amt bringen mußten, in deren Zunfthäusern zu besuchen und sie dort mit Fladen zu regalieren. Den Zünften aber war altem Recht zufolge gestattet, das für sie wichtige Ereignis der Neuwahl festlich zu begehen. Die Gesellen des Binder- oder Böttcherhandwerks benutzten diese Erlaubnis zur Ausführung eines Reifentanzes, die Schiffsleute, um jedes zweite Jahr ein sogenanntes Fischerstechen abzuhalten, und die Metzger und Fischer feierten den Tag ebenfalls auf ihre Weise. Das hier uns am meisten interessierende Fischerstechen wurde, nachdem die Behörde die Genehmigung dazu erteilt, bereits mehrere Sonntage vorher durch Straßenmusik, Tanz und allerhand lustiges

Lärmen eingeleitet. War dann der eigentliche Festtag gekommen, so zogen die Teilnehmer schon von frühmorgens in der Stadt herum, um bei den Bürgern Beiträge zur Bestreitung der Unkosten einzusammeln; auch wurden Wertgegenstände, Schmucksachen, Seidentücher u. dgl. in Empfang genommen, um an Speere gehängt zu werden, woran auch die Medaillen befestigt waren, die die Fischermädchen ihren Geliebten und Brüdern verehrten. Nun setzte sich der Zug, angeführt von einem Fleischer unter Ausübung von allerhand faschingsartigem Schabernack in Bewegung. Gegen zwei Uhr nachmittags traf man mit den ganz in Weiß gekleideten Weißfischern sowie den Kirchweihjungfrauen zusammen und hierauf begab man sich an die Donau, wo diejenigen, die noch nicht vermummt waren, in der Fischerhütte die zu der Lustbarkeit unbedingt erforderliche Verkleidung vornahmen. Nachdem am Ufer die Verteilung der Stecher oder Kämpfer stattgefunden, fand noch einmal ein flotter Tanz statt; alsdann verteilten sich die Gruppen, ein Teil verblieb in den Schiffen am Ufer, der andere wurde übergesetzt oder kam mit der Musik, den Fischermädchen, den Tambours und den Zuschauern aufs Kirchweihschiff. Von Trommelwirbel, Musik und dem Hurrageschrei der Menge begleitet, nahm nun das Stechen seinen Anfang. Als Waffe bediente man sich langer hölzerner Speere, die an der Spitze mit einer kleinen runden Scheibe versehen waren. Sobald die Stecher, die auf dem äußersten Ende der Kähne Posto gefaßt, von geschickten Rudern geführt, einander näherkamen, suchten sie sich gegenseitig vor die Brust zu stoßen, zogen die Speere aber rasch wieder zurück, weil nicht nur der gegnerische Stoß, sondern auch der mit einem Schulteranhalt versehene eigene Speer einen Gegendruck erzeugen und so den Kämpfer aus der Haltung bringen konnte. Wer dem gegen ihn geführten Stoß nicht Widerstand zu leisten vermochte, plumpste ins Wasser und suchte dann schwimmend sein Boot zu erreichen; oft geschah es auch, daß beide Angreifer zum größten Gaudium der Zuschauer mit dem Strome Bekanntschaft machten. Sieger war derjenige, der mit allen gestochen hatte und dabei selbst trocken blieb, ihm fiel das schönste Geschenk vom Hauptspeer zu, wie ihm auch bei dem abendlichen Balle allerhand Vorrechte eingeräumt wurden.

Den zweiten Teil des Spiels bildete das Gänsereißen, bei welchem die Teilnehmer unter einem quer über die Donau gespannten Seile durchfahren und dabei versuchen mußten, einer der drei an demselben festgebundenen Gänse den abwärts hängenden Kopf ab-

zureißen. Gewöhnlich fielen die Betreffenden dabei ins Wasser und schwammen dann den in der Nähe wartenden Kähnen zu, gelang

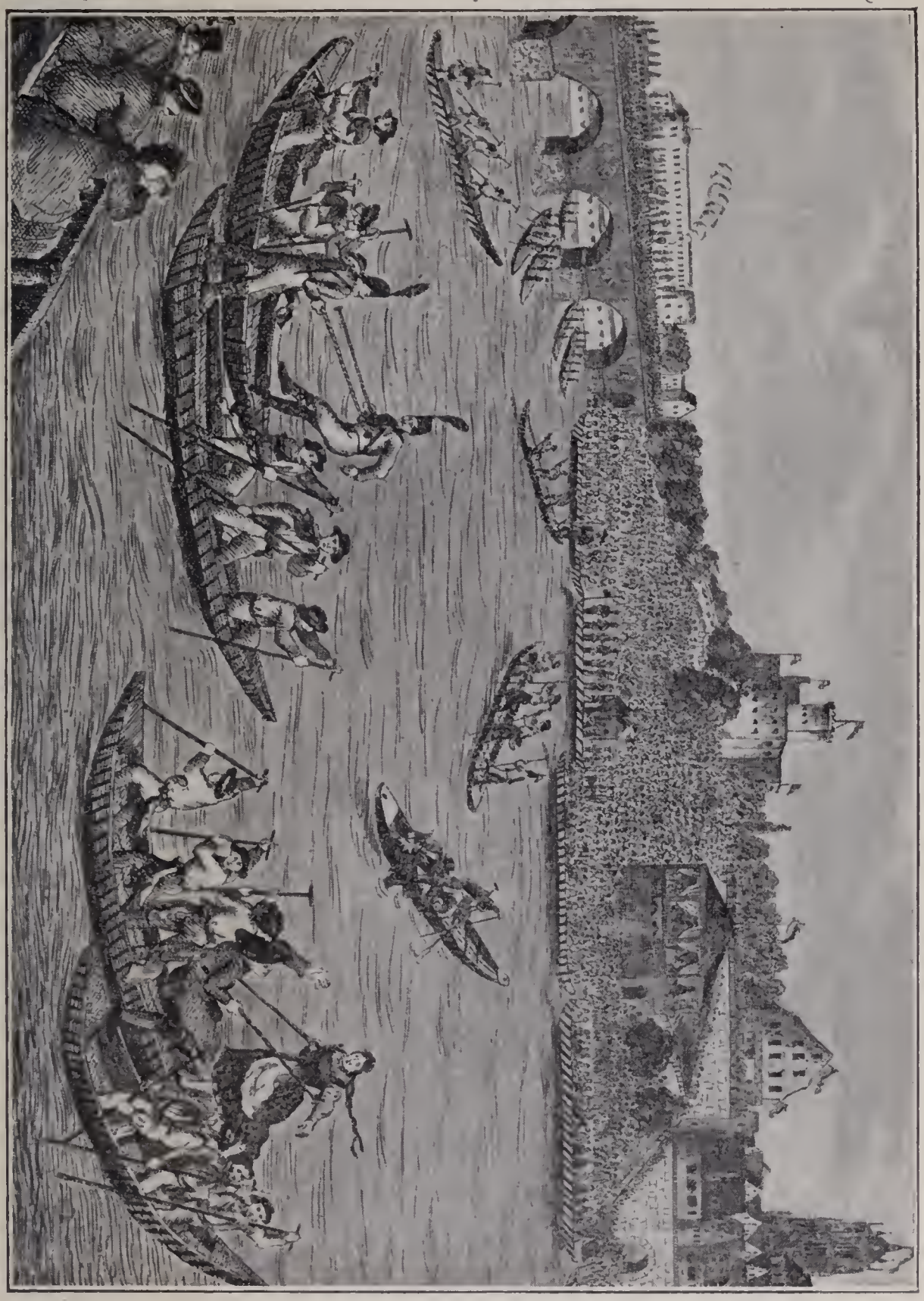


Abb. 6. Das Fischerstechen in Ulm. Nach einer älteren Aufnahme.

aber der Griff, so stand den triefend nassen Gesellen als Belohnung ein Tänzchen mit den am Ufer harrenden Fischermädchen zu. In Jahren, in denen das Stechen ausfiel, suchte man sich durch eine

andere Lustbarkeit zu entschädigen, die man Bäuerlein herunterfahren nannte. „Das Kirchweihschiff wurde nämlich in die Donau oberhalb der Stadt gebracht, dort vom Bauer und der Bäuerin (traditionelle Typen) von vielen jungen Fischerinnen in Alltagskleidung, sowie von mehreren anderen Personen bestiegen und dann stromab gefahren. Dabei mußten aber der Bauer und die Bäuerin auf das Ende zweier Bretter treten, die quer über das Schiff so gelegt waren, daß sie weit über das Wasser hinausragten und nun machte man das Schiff dermaßen schwanken, daß beide ins Wasser fielen. Dieser Scherz ward von Zeit zu Zeit wiederholt, bis man an der Stadt vorbei war und unterhalb derselben wieder ausstieg. Da jedoch zu diesem Spiel nicht eingesammelt wurde wie beim Stechen, wo jeder, der es mit ansehen wollte, eine Kleinigkeit geben mußte und überall Narren mit Büchsen standen, um niemand ohne Zahlung vorbei zu lassen, so ging es der Kosten wegen ein."

Eine Nachahmung des Ulmer Spiels treffen wir in dem Fischerstechen zu Leipzig an, das dort alljährlich hauptsächlich zur Belustigung der Jugend auf irgend einem größeren Teiche in der Nähe der Stadt in Szene geht. Mit einem festlichen Umzuge, der vor dem Hause des Oberfischermeisters zu einer kurzen, mit Fahnenschwingen verbundenen Ovation Halt macht, wird die Veranstaltung eingeleitet. Dann gehts zum Wasser, wo die Kämpfer die bereit gehaltenen Kähne besteigen, während die in altmodischer Kostümierung den Zug eröffnenden „alten Herren", die Musik sowie einzelne Gäste auf einem festlich geschmückten Boote Platz nehmen, an dessen Brüstung die Innungsstandarte aufgepflanzt ist. Neben den Stechenden, die alle möglichen Kniffe anwenden, um sich auf ihrem Platze an der Nachenspitze zu behaupten, schließlich aber doch durch einen gut geführten Stoß des Gegners dem nassen Element überantwortet werden, macht sich ein auf einer Tonne reitender Bajazzo bemerkbar, der die Aufgabe hat, durch allerhand Ulk die Erheiterung der durch die Turnierkünste der Fischer schon genugsam in Anspruch genommenen Zuschauer hervorzurufen. Verzweifelte Anstrengungen erfordert auch das Zerreißen der über die ganze Breite des Wassers gespannten Schnur, von der ein lebender Aal herunterhängt. Da auch der Gewandteste es kaum vermag, sich an dem schlüpfrigen Tier zu halten, um den entscheidenden Ruck auszuführen, sondern stets dabei ins Wasser plumpst, so muß das endliche Zerreißen der Schnur als eine reine Glückssache bezeichnet werden. Nach Beendigung des Stechens begeben sich die Fischer

wieder in geschlossenem Zuge unter Vorantritt der Musik in ihre Wohnung, um sich des Abends in der Zentralhalle zu einer Schmauserei, der die übliche Tanzlustbarkeit folgt, zusammenzufinden.

* * *

An obige Ausführungen knüpfen wir noch einige, die ernste Seite des Zunftlebens betreffende Äußerungen, mit denen v. Huber-Liebenau eine kurze, jenen Gegenstand erörternde Abhandlung schließt, die uns wert erscheinen, hier wiedergegeben zu werden. „Welche dunkle Schattenseiten aber auch das Zunftwesen hatte — bemerkt genannter Verfasser — wie wenig es mehr auf den freien volkswirtschaftlichen Standpunkt der Gegenwart paßt und wie sich auch das Neue gestalten möge, das an seine Stelle zu treten berufen ist, so wird doch immer der Wunsch ein gerechtfertigter sein: es möge das Gute des Alten auch im Neuen seinen Platz finden, jenes feste, einige Zusammenhalten und Zusammenwirken, welches wir ja auch durch Gründung von Gewerbevereinen, überhaupt durch das Genossenschaftswesen in seinem ganzen Umfange, wovon unsere Zeit vornehmlich den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit erwartet, wieder zu erreichen suchen; jenes innige familiäre Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, jener vom Lichte heutiger Aufklärung geläuterte Sinn für Ehre und gute Sitte; jenes Streben, sich durch stufenweise Ausbildung zum wahren Meister seines Faches emporzuarbeiten — nicht bloß auf der niedrigen Stufe eines Händlers stehen zu bleiben, jene erfreuliche Verbindung zwischen Kunst und Gewerbe, wie das Mittelalter sie mit so bewunderungswürdigem Eifer anstrebte, endlich aber auch die rege Mitwirkung eines jeden von uns je nach seinen Kräften zur Unterstützung und Hebung des tüchtigen deutschen Gewerbes, sowie zur Veredlung der Geschmacksrichtung beizutragen, auf daß der alte Handwerksspruch auch in unseren Tagen seine volle praktische Bedeutung wiedererlange:

Wer soll Meister sein?
Der was ersann.
Wer soll Geselle sein?
Der was kann.
Und wer soll Lehrling sein?
Wir alle — jedermann.

XI. Allgemeine Volksfeste.

Es gibt zahlreiche Volksveranstaltungen von kerniger deutscher Art, die den Wechsel der Zeiten überdauert haben und teils wegen der pomphaften äußeren Form und des großen Stils, in welchem sie sich vollziehen, teils infolge ihres originellen Charakters zu einer gewissen Berühmtheit weit über ihre lokalen Grenzen hinaus gelangt sind.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns über alle diese, alljährlich zu denselben Terminen sich vollziehende Feste, die den frohen und frischen Geist, der sich in unserm Volke regt, höchst lebendig verkörpern, an dieser Stelle des nähern oder kürzern verbreiten, doch dürfen einige derselben in vorliegenden Blättern nicht unerwähnt bleiben.

An erster Stelle nennen wir das berühmte Münchner Oktoberfest, welches im Jahre 1810 am 12. genannten Monats anläßlich der Vermählungsfeier Ludwigs I. von Bayern mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen zuerst in Szene gesetzt und seitdem als Erinnerungsfest beibehalten wurde. Mit der in der königlichen Reitbahn stattfindenden Prüfung und Musterung des dort ausgestellten Viehs aller Gattungen nimmt das Fest seinen Anfang, bei dem man Gelegenheit hat, das Bayerntum in seiner ganzen Ursprünglichkeit kennen zu lernen.

Der Hauptfesttrubel, dessen mit Volkshumor und derber Komik reich gesättigte Bilder und Szenen von einheimischen Autoren oft genug geschildert worden sind, gelangt auf der mit der Kolossalstatue der Bavaria geschmückten, im Südosten der bayrischen Hauptstadt gelegenen Theresienwiese, einem der größten Jahrmarktsplätze Deutschlands, zur Entfaltung. „Wer sich jedoch eines echt erlesenen Trunkes erfreuen will, zieht sich auf die Höhe zurück, wo in improvisierten Schänken vortreffliches Bier aus dem benachbarten Markt Tölz in unversiegbaren Quellen fließt. In der Mitte der Höhe, deren terrassenförmige Erhebung zur Aufnahme eines Teiles der Zuschauer benutzt wird, ist dem königlichen Zelte gegenüber eine Tribüne für die Musik errichtet; an der Wiese längs der Rennbahn ordnen sich Wagen an Wagen zu einer bunten glänzenden Reihe, und der höhere Adel versammelt sich im Königszelte."

Das Fest, bei dem natürlich Rauferei und Ausschreitungen aller Art an der Tagesordnung sind, die in den jüngsten Jahren

zu einer scharfen polizeilichen Überwachung des ganzen Treibens führten, besteht aus landwirtschaftlicher Ausstellung mit Preisverteilung, Wettrennen und Festschießen, bei welchem neben dem Stutzen auch die alte Armbrust zu ihrem Rechte gelangt. Auf dieses, eine ganze Woche dauernde Schießen, das sich mit seinem Zeremoniell und seinen vielen Aufzügen noch ganz in den hergebrachten Formen bewegt, konzentriert sich das Hauptinteresse der lebensfrohen Münchner, und wer originelle bayrische Typen kennen lernen und studieren will, findet dieselben unter den aus allen Teilen des Landes hier versammelten Schützenbrüdern in verblüffender Auswahl.

Ähnliche bunte und heitere Bilder frohbewegten Volkslebens treten uns bei dem am 28. September stattfindenden Cannstätter Fest entgegen, bei dem die vornehme Welt und sogar Mitglieder des Hofes sich gerne mit den unteren Schichten der Bevölkerung vermengen Mit festlichem Schmuck und glänzendem Aufputz bewillkommnet das freundliche Cannstatt seine zahlreichen Gäste, und die malerischen Trachten der württembergischen Landbevölkerung bilden in ihrer Mannigfaltigkeit nicht den letzten Anziehungspunkt dieses fröhlichen Getriebes. Wettrennen, Stangenklettern, Sackhüpfen, Hosenlaufen usw. spielen seit alters her die Hauptrolle bei dem Feste, das dem ruhigen Sinne des Württembergers entsprechend selten durch Mißtöne gestört wird.

Eines großen Rufs insbesondere wegen der mit ihr verbundenen Schaustellungen hat sich auch die im August stattfindende Dresdener Vogelwiese zu erfreuen, die ihren Namen von dem Vogelschießen hat, das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dort abgehalten wurde. Die Chronik vermeldet, daß bei der Einweihung dieses Festplatzes der Kurprinz Christian sich selbst unter den Schützen befunden habe, deren Gesellschaft vom sächsischen Hof wiederholt mit vielerlei Rechten und Freiheiten ausgestattet wurde. Das Schießen bildet nicht mehr wie ehedem den Glanzpunkt dieser Veranstaltung, vielmehr ist es der Jahrmarkt mit seinem bekannten Lärm und den vielen Sehenswürdigkeiten, welcher seit langen Jahren den Hauptreiz für die Besucher der Vogelwiese ausmacht.

Während die letztgenannten Feste in ihrem Wesen und ihren Formen viel Verwandtes haben, haftet dem Naumburger Kirschen- oder Hussitenfest etwas durchaus Eigenartiges und Ursprüngliches an. In dem bekannten Volks- und Studentenliede „Die Hussiten zog'n vor Naumburg" werden wir über die Entstehung jenes hübschen Festes aufgeklärt, doch hält die hier gegebene Deu-

tung vor der historischen Wahrheit nicht Stich, da Prokop und seine grimmen Scharen mit dem Brauch nicht das Mindeste zu tun haben. Wohl aber weiß die Naumburger Chronik von einer andern in die Zeit des sächsischen Bruderkrieges fallenden Belagerung des Jahres 1450 zu berichten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Worte einer im Kapitels-Archiv der Stadt aufbewahrten alten Handschrift: „die Naumburger schickten ihm aber ihre Kinder mit Zweigen und Früchten entgegen, die täten ihm einen Fußfall und erlangten Gnade, zumal da er gleich wider den Herrn zu Gera auch erbittert, daß er dahin von Naumburg abzöge", eine Bemerkung, die sich auf Herzog Wilhelm bezieht, der sich mit dem von ihm abgefallenen Bischof Peter von Naumburg in Fehde befand. Bereits mehrere Tage vor dem eigentlichen Gedenktage werden vor dem Schützenhause Zelte, Tische und Stühle aufgestellt und in der Halle selbst entsprechende Vorbereitungen getroffen. Am Nachmittage kommen die Schüler mit ihren Fahnen auf dem Markte zusammen, begeben sich von dort in die Kirche, wo der Prediger nach voraufgegangenem Gesang eine kurze, meist auf die Feier bezügliche Ansprache an die versammelte Jugend richtet, dann gehts zurück zum Markte, wo sich der Festzug nach der Vogelwiese ordnet. Trommelschläger und alte Stadtsoldaten eröffnen denselben; dann folgen die Schulen mit ihren Bannern und mehreren Musikkorps. Auf der Wiese werden gemeinschaftliche Lieder angestimmt und verschiedene Spiele veranstaltet, worauf das Vogelschießen seinen Anfang nimmt. Ein anderer Tag ist für die Mädchenfeier bestimmt, die sich gleichfalls unter Tänzen und Gesängen auf der Vogelwiese heiter und lebendig entwickelt und bei der dann auch reichlich Kirschen zur Verteilung gelangen, wie dies von jeher der Fall war. Grüne Zweige schwingend, kehrt dann die weißgekleidete und bändergeschmückte Mädchenschar unter fröhlichem Trommelwirbel des Abends in die Stadt zurück, während für die Erwachsenen im Schützenhause eine Feier stattfindet, die gewöhnlich mit einem prächtigen Feuerwerke ihren Abschluß findet.

Vor Zeiten gehörte auch der noch heute, wenn auch mit starken Einschränkungen sich vollziehende sogenannte Torgauer Auszug zu den Volksfesten, die sich durch eine gewisse Großartigkeit und den Reiz eines malerisch-zeremoniellen Beiwerks in hohem Grade auszeichneten. Einer alten Überlieferung zufolge soll dieser Auszug, an dem die Bürger teilzunehmen ehemals bei Geldstrafe verpflichtet waren, die Tapferkeit der Einwohner Torgaus verewigen, mit

welcher sie am Palmsonntage des Jahres 1542 auf Geheiß des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen die Stadt Wurzen eroberten, weil diese sich der Steuerverweigerung schuldig gemacht hatte. Der erfolgreiche Kriegszug, der den Torgauern mancherlei Vergünstigungen einbrachte, hatte die Einsetzung einer Gedenkfeier zur Folge, die in neuerer Zeit am Donnerstag nach Pfingsten ihren Anfang nimmt. Früher vergnügte sich die Bürgerschaft drei Tage lang mit Frauen und Kindern in Zelten, die auf einem Anger in der Nähe der Stadt aufgeschlagen waren, heute bilden der mit Parade verbundene Aufzug der Pikeniere oder Geharnischten, der Bürgerschützen und Bürgerjäger, der Vogelschuß und die Bewirtung der Schützenoffiziere seitens des Magistrats die Hauptteile des Festes, das am Sonnabend mit der Fahnenabgabe auf dem Rathause sein Ende erreicht. — —

Bemerkenswert sind auch die Sankt Leonhard dem „Löwenkühnen" gewidmeten Feste, einem durch die Legende in helles Licht gerückten Heiligen, der seitdem er in die Reihe der „Viehpatrone" trat, was, wie sich aus Votiveinträgen in alten „Mirakelbüchern" ergeben, im 17. Jahrhundert der Fall war, insbesondere bei der Landbevölkerung zu hohen Ansehen gelangte. Zahlreich sind namentlich im deutschen Süden die Leonhardskirchen und Kapellen, zu denen die Bauern vor Beginn des Winters eine „Fahrt" machen, um ihre Pferde unter den Schutz und Segen des freundlichen Heiligen zu stellen. So unternahmen in früheren Zeiten die Fuhrleute, Praxer und Hausknechte des Eisacktales von Sterzing bis Bozen alljährlich am 6. November, dem Leonhardstage, eine Wallfahrt zum hl. Leonhard bei Brixen und schlugen, nachdem sie einen dreimaligen Umritt um die Kirche vollzogen, an die Türe des Gotteshauses ein Hufeisen an, eine Erinnerung an die wirklichen blutigen Pferdeopfer, welche in heidnischer Zeit an dieser Stelle dem Schutzgenius dargebracht wurden. Auf diese alte Opferung weist wohl auch noch der in Bucheben am Fuße des Tauern erhaltene Brauch hin, wo die Wallfahrer am Leonharditage hölzerne Kühe und Pferde dreimal um den Altar tragen und als Symbole opfern, wohingegen die Umarmung und Hebung der dem genannten Heiligen gewidmeten Klotzfiguren, „Manner-Liendl" (Abb. 7) genannt, die ehemals als ein Ausdruck der Verehrung galt, heute seitens der männlichen Jugend mehr und mehr als eine bloße Kraftprobe betrachtet wird.

Unter den zum Teil sehr originellen Leonhardifahrten nimmt

diejenige zu Bad Tölz in Bayern wegen ihres malerischen Charakters eine bevorzugte Stelle ein. Von Höfler wird in der Münchner Zeitschrift „Volkskunst und Volkskunde" von diesem aus früheren einfachen Umritten in seiner gegenwärtigen reich entwickelten Gestalt hervorgegangenen Feste folgende anschauliche Schilderung geboten: „In den sogenannten Truhenwagen (Abb. 8), die im echten Bauernstil gearbeitet sind, sitzt meist der in farbigen Gewändern prangende weibliche Teil und die Schuljugend der bäuerlichen Hofsippen, nach der Größe zu zweit in 8 bis 10 Paaren hintereinander; jeder Truhenwagen hat 10 bis 20 Vor- und Nachreiter. Der häufigste Wagenschmuck ist der altehrwürdige Bux, die graue Baumflechte aus dem Bergwalde, armdicker Epheu, rotbeerige Eibenstämme, das Fichtengrün und die letzten feurigen Blumen aus dem Bauerngarten am Hofe oder von der Laube (Lab'n) des Holzhauses herab. Die ganz altertümlich gehaltenen Geschirre der Pferde — welch letztere man an andern St. Leonhards-Orten durch eine der Hauptkirchentüre entgegengesetzten Tür hinausführt, womit sicher das uralte germanische Pferdeopfer symbolisiert wird —, das rote Tuch und das Dachsfell am Kummet derselben (beides Dämonen abhaltende Mittel der altgläubischen Rosselenker) sind ebenso originell wie die blumenreichen Buxzweige, die als Opferschmuck sich nicht nur auf Mähne, Stirnhaare und Schweif der Pferde erstrecken, sondern auch auf die selbstgeflochtene Weidengerte, die dem Reiter als Peitsche (Geisel) dient. Nach der kirchlichen Weihe aller 3 bis 400 Pferde, die als Reit- oder Viergespanntiere mitgeführt werden, führen die auf dem Rückbrette der schotternden Wagen, in welchen die laut betenden Leonhardifahrer sitzen, stehenden sogenannten Brettlhupfer ein schon seit Wochen auf der Herbstweide oder auf den Almwiesen eingeübtes taktmäßiges Geknall mit den sogenannten Almgeiseln auf, welches seinen Ursprung sicher hat in dem die bösen Windgeister in den Lüften oder im nächtlichen Dunkel verscheuchenden sogenannten Plaschen, womit man die Seuchen bringenden Krankheitsgeister ferne halten wollte." — —

Endlich erwähnen wir noch die Brunnenfeste, die sich hier und dort als die Überreste uralter Quellenverehrung erhalten haben, unter denen sich namentlich dasjenige von Popperode in Thüringen durch manchen sinnigen und poetischen Zug auszeichnet, der durch den stimmungsvoll-romantischen Eindruck des Brunnens, von vielen wegen ihrer köstlich frischen, nie frierenden klaren Flut, die „Fürstin der Quellen" genannt, noch verstärkt wird. Bürgermeister Gregorius

Fleischhauer von Mülhausen ließ im Jahre 1614 die altehrwürdige Quelle, der Segen der ganzen Gegend, mit einer Einfassung versehen und um sie herum eine Art Amphitheater anlegen, wie er auch ein kapellenartiges Brunnenhaus mit einem als Kanzel dienenden Balkon errichtete, damit das hier zusammenströmende Volk sich an feierlicher Rede stärken und erbauen könne. So wurde diese denkwürdige Stätte denn auch der rechte, Freude und Begeisterung weckende Ort für die Schulfeste, die alljährlich hier abgehalten werden. Feld und Garten — sagt Pfannschmidt in seinen Erinnerungen — müssen ihren Blumenschmuck hergeben für Sträuße, Kränze und Kreuze, die auf hohen Stöcken getragen werden. Mittags versammeln sich alle Schüler und ziehen mit ihren duftenden Lasten unter dem Gesange geistlicher Lieder durch die Stadt gegen Westen. In der Nähe des Brunnens werden Steine gesucht und mit Bindfäden an die Sträuße gebunden. So werden diese in die Quelle

Abb. 7. Wanner-Riedl. (Leonhards-Klötze). Nach Volkskunde und Volkskunst. I. Heft 11.

gesenkt. Durch das kristallklare Wasser wird jede Blume verklärt, und ein Blick in die mit Blumen überschüttete Quelle mutet die Seele wie ein Märchenzauber an. Mit der Jugend feiern auch die Alten. Von den untersten Stufen bis zu den obersten, auch unter den grünen Bäumen ist alles dicht besetzt. Es erschallen vielstimmige Lieder vom Chor und Choräle vom Volke gesungen. Ein Redner besteigt die Kanzel des Brunnenhauses und verleiht den Gefühlen des Lobes und Dankes Ausdruck. Wiederum ertönt Gesang und dann zerstreuen sich die Massen. Die einzelnen Familien sammeln sich und jung und alt gibt sich der heitersten, reinsten Freude hin. Es kommt vor, daß beim Trubel eines der Kleinen in den Brunnen fällt, indes ohne Gefahr. Die Quelle drängt sich mit solcher Kraft aus der Erde hervor, daß sie das Kind trägt. Nach des Tages Lust und Freude wandert man abends nach der Stadt zurück, und hier wird mit Choral „Nun danket alle Gott" das Fest beschlossen.

Auch die thüringische durch ihre Saline bekannte Stadt Frankenhausen kennt eine Brunnenfeier, dieselbe findet zwei Mal jährlich, am Tage Mariä Verkündigung und am Tage Mariä Himmelfahrt statt und wird das Bornfest genannt, das durch seine Aufzüge, gottesdienstlichen Übungen und Gabenverteilung an Kinder und Bedürftige als ein Dankfest im christlichen Sinne charakterisiert wird.

XII. Das Sechseläuten in Zürich.

In einem früheren Abschnitt haben wir einige der merkwürdigsten Feste nebst ihren eigentümlichen Bräuchen, mit denen man das Winterende und Herannahen des Sommers feierte, zu charakterisieren versucht, die sich meist zu Lätare abspielen. In diese Kategorie volkstümlicher Belustigungen gehört auch das am Montag nach der Frühlingsnachtgleiche stattfindende Sechseläuten zu Zürich, das wir seines aparten Charakters wegen hier gesondert behandeln.

Die Feier des „Sechseläutens", sogenannt, weil an diesem Tage die Abendglocke zum erstenmale um sechs Uhr läutet, bringt wie die meisten Lätarefeste den Sieg des Sommers über den Winter zum Ausdruck und zwar in sehr sinnfälliger Weise durch Verbrennung einer Strohpuppe. Die Veranstaltung besteht aus zwei Teilen, dem Kinderaufzuge, der mit seinen Bräuchen an die heidnische Frühlingsfeier erinnert und die aus den mittel-

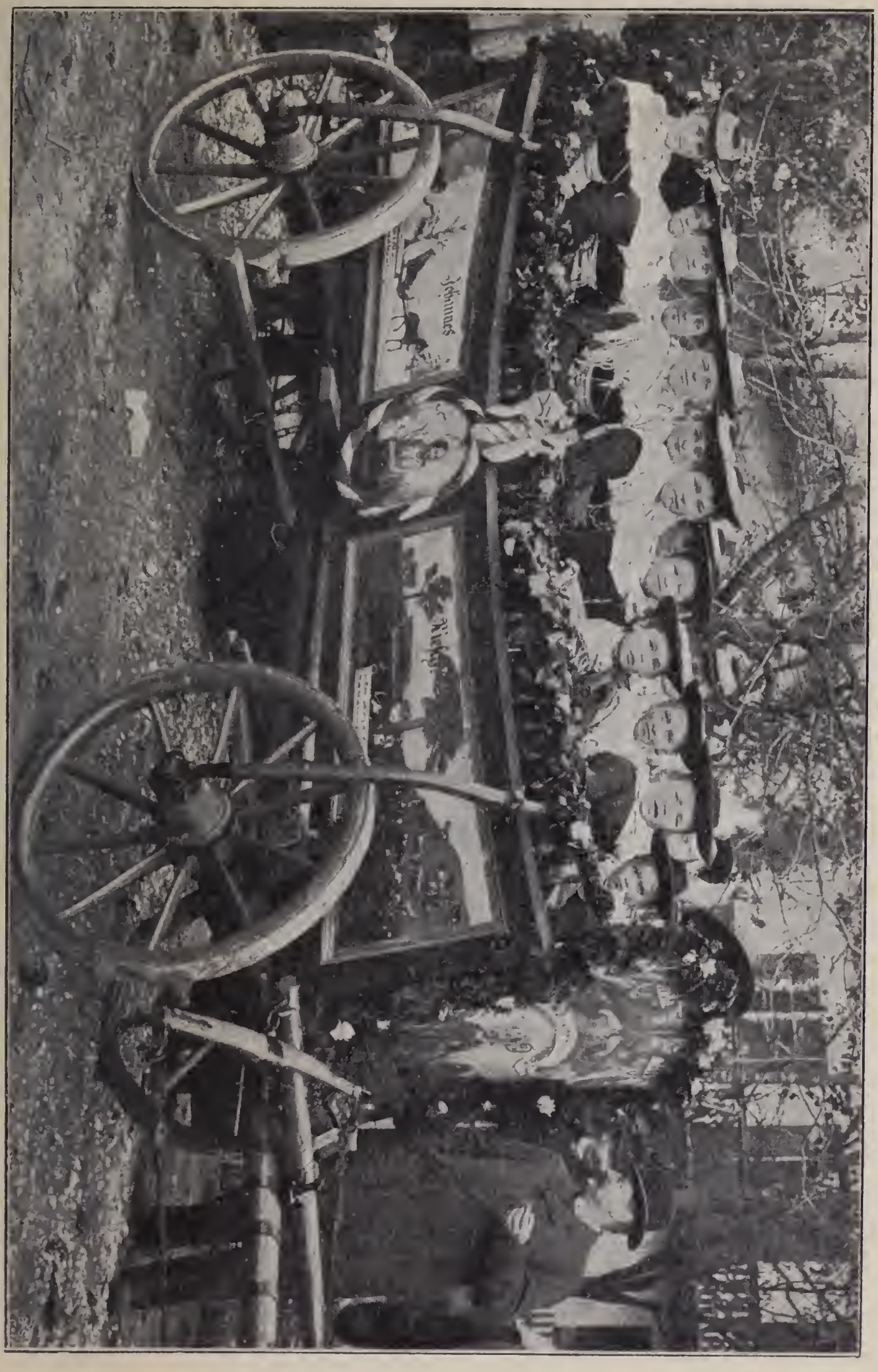


Abb. 8. Vorbereitung zur Leonhardi-Fahrt in Tölz. (Truhenwagen.) Nach Volkskunst und Volkskunde. I, Heft 11.

alterlichen Karnevalsbelustigungen hervorgegangene Kavalkade der Zünfte, die sich mit der Zeit zu einem Fest der besseren Stände entwickelt hat.

Schon der frühe Morgen des Festtages erblickt in den Straßen Zürichs ganze Scharen von buntaufgeputzten Kindern, unter denen auch das ländliche Element stark vertreten ist. Die Knaben, die nur dadurch den Tag würdig begehen zu können vermeinen, daß sie in zwergfellerschütternder Weise johlen und schreien und sich deshalb den schönen Namen Böken (abgeleitet von brüllen) erworben haben, sind vermummt. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, Brennmaterial für ihre Botz oder Butzemann genannte Strohfigur zu sammeln, die sie auf einem kleinen Karren durch die Stadt kutschieren, um ihn beim ersten Klange der Abendglocke an einer hohen Stange unter lautem Hallo und anderen tollen Freudenkundgebungen zu verbrennen. Auch verschmähen sie klingende Münze nicht, die sie unter dem Rufe: „Uscheli, Batz, Batz!" von den Erwachsenen einzuheimsen pflegen.

Das Sechseläuten und das ist da
Es grünet hür alles in Laub und Gras
In Laub und Gras der Blüten so vil
Drum tanzet's Mareieli im Saitenspiel.

Dies ist der Anfang einer Strophe, welche die Mareielis, die jungen Mädchen vor den Häusern absingen oder vielmehr ableiern.

Sie erscheinen meist weißgekleidet, tragen zu zweien entweder ein Maienbäumchen oder einen mit Bändern und Blumen geschmückten Kranz und erläutern mit diesem Schmuck in sinniger Weise die Idee des Festes.

Der große Aufzug der Zünfte, der früher in der Dunkelheit bei Fackelbeleuchtung stattfand, bildet mit seinen pompösen Arrangements und historischen Gruppen den eigentlichen Gipfelpunkt des Festes, und jede Zunft ist bestrebt, bei der Kavalkade etwas für sie besonders Charakteristisches zur Darstellung zu bringen. So sind die Riesenwürste der Fleischer, die gewaltigen Schaubrote der Bäcker, die Fischungetüme der Schiffer usw. noch in bester Erinnerung, wie denn auch gegenwärtig noch dem Ganzen viel Karnevalistisches und Groteskes beigemengt ist.

Der Zug, der in den von einer tausendköpfigen Menge erfüllten Straßen der Altstadt sich nur langsam vorwärts zu bewegen

vermag, macht vor jedem Zunfthause Halt, wo aus alten Pokalen Ehrentrunke kredenzt und Begrüßungsansprachen gehalten werden. Dies alles nimmt so viele Zeit in Anspruch, daß es bereits ganz dunkel geworden, wenn der Zug am Baugarten des Zürichsees angelangt ist, wo das übliche Feuerwerk abgebrannt wird, das hier am Wasser ein großartiges Schauspiel darbietet. Nun beginnt für die Zugteilnehmer der eigentliche gemütliche Teil der Feier, das gesellige Zusammensein in den Zunfthäusern, wobei im Schmausen und Pokulieren ganz Beträchtliches geleistet wird und durch muntere Rede und Gegenrede die fröhliche Laune des Tages sich noch bedeutend steigert.

„Jede der zwölf Zünfte hat nämlich ihr Zunftlokal, jede besitzt ihre alten Banner, Wappen und Festbecher, alle haben ihre eigenen patriotischen Wahlsprüche und Lieder, manche sogar ihre besonderen Sänger und Liederdichter. Denn wenn auch die Zünfte in Zürich in vieler Beziehung noch ein Andenken an vergangene Zeiten sind, so gibt bei ihnen doch das Gewerbe nur noch den Namen und Grundton her, die Mehrzahl der Mitglieder gehört allen Klassen und allen Ständen der Gesellschaft an, und im Grunde sind die Zünfte in Zürich nichts mehr als gesellschaftliche und politische Korporationen, welche einzelne Rechte der ehemaligen Gewerbezünfte, namentlich das Recht der Korporationsvertretung bei der städtischen Verwaltung gewahrt haben und deren eigentlicher Charakter von der gesellschaftlichen Stellung und dem politischen Glaubensbekenntnis ihrer Mitglieder abhängt. — Auch die Zunfthäuser sind gegenwärtig fast alle öffentliche Trinkstuben oder Kaffeehäuser, wo jeder für sein Geld bewirtet wird, und die Zunft als solche nur an gewissen Tagen ausschließlich haust."

XIII. Bergmannsbräuche.

Im deutschen Volkstum bildet der Bergmann seit Jahrhunderten eine markant hervortretende Erscheinung, eine Persönlichkeit, die das romantisch Geheimnisvolle ihres Wirkens und Schaffens mit einem heute noch nicht ganz verblaßten Nimbus von Poesie umwob.

Fern vom Zank und Hader der Welt lebend, in Gebieten, die in ihrer Abgeschlossenheit beim Volke fast eine gewisse Scheu hervorriefen, erscheinen die Bergleute in früheren Jahrhunderten als eine durch mancherlei landesherrliche Privilegien und Vergünstigungen

ausgezeichnete, durch Kleidung, Sitten und Gewohnheiten sowie zahlreiche andere Besonderheiten von der Allgemeinheit der Bevölkerung sich gänzlich unterscheidende Kaste.

Aber nicht nur in seiner äußeren Lebensführung zeigte sich der Bergmann von den übrigen Bewohnern des Landes verschieden, die ungewöhnliche Art seiner Tätigkeit war auch auf seine intellektuellen und moralischen Eigenschaften von entscheidendem Einfluß und schuf aus ihm jenen zuverlässigen, biedern und festen Charakter wie er zweifelsohne auch in der Gegenwart noch in manchen Bergbaudistrikten unserer deutschen Heimat anzutreffen ist, und dessen Hauptmerkmal Scheffel in seinem „Trompeter" treffend bezeichnet, wenn er den Erdmann zu Jung-Werner sagen läßt:

„Tiefe schafft Bescheidenheit".

Trotz aller Gefahren und Beschwerden, die sein Beruf mit sich bringt, war und ist der Bergmann demselben von Herzen zugetan, sowohl aus Pietät, weil seine Vorfahren sich in demselben glücklich und zufrieden fühlten, als auch, weil er von der Wichtigkeit desselben für die Wohlfahrt der Menschen durchdrungen ist. Die Tiefe, in die er alltäglich hinabsteigt, schreckt ihn nicht, die Mutter Erde mit all den geheimnisvollen Wundern und Schönheiten ihrer unterirdischen Regionen, zu denen sein Lichtlein ihm den Weg weist, ist ihm nicht nur die Ernährerin, die ihm das bescheidene Brot gewährt, sondern auch seit frühester Jugend Lehrerin und Führerin, deren Sprache er versteht und die seine Seele mit Mut und Vertrauen erfüllt. Und so darf er von sich und seiner Arbeit wohl mit Stolz sagen, wie es in Theodor Körners „Bergknappen" heißt:

Unter unseres Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felsenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen
Zu des Tages Licht empor.

Der Bergmann lebte in einer Welt für sich, man möchte sagen in einer stilleren und reineren Atmosphäre, in welcher menschliche Leidenschaften und Untugenden nicht in dem Maße die Oberhand gewannen wie in den Städten und an anderen Orten, wo ein reger Verkehr die Menschen leichter miteinander in Berührung brachte. Er war ein frommer und gläubiger Christ, der streng an den überlieferten religiösen Satzungen festhielt; auf den meisten Zechen war es Sitte, daß die Knappschaft sich frühmorgens vor der Einfahrt

unter Führung des Obersteigers zu einem gemeinsamen Gebet versammelte, und ebenso wurde des Abends nach beendigter Schicht die Tagesarbeit mit einem Gebet beschlossen. Auch in die festlichen Veranstaltungen des Bergmannes, sowohl die öffentlichen wie privaten, drang das kirchliche Element stark hinein, wie man dies heute noch in den böhmischen Bergbezirken zu beobachten Gelegenheit hat.

Alte Chroniken berichten viel von den seltsamen Bräuchen und Sitten der Bergleute, wie sie bei Taufen, Hochzeiten und anderen Familienanlässen gang und gäbe waren, von denen sich aber heute nur noch Weniges erhalten hat. Auch die dunkeln Seiten des Knappenlebens werden in alten Erzählungen berührt, die Habsucht vieler bergbautreibender Gemeinden, die den reichen, oft mühelos erworbenen Bergsegen in schwelgerischen Gelagen tief unter der Erde verpraßten, bis der Berggeist, erzürnt über solchen Frevel, den Untergang über sie verhängte.

Gleich den Zünften und anderen Handwerksverbänden des Mittelalters, die sich mit ihren Organisationen eng an die Kirche anschlossen, hatten auch die Bergleute Schutzpatrone, die sie gläubigen Herzens verehrten. So stand namentlich die heil. Barbara in vielen Bergdistrikten in hohem Ansehen, und neben Sankt Anna, die ihm als Mutter des Silbers sehr ans Herz gewachsen, betete der böhmische Bergmann fleißig zum heil. Prokop als dem Helfer in allen Nöten. Die Jahrestage dieser Heiligen wurden ehemals in prunkvoller Weise mit Parade, Kirchenbesuch, Musik und Tanz begangen und zur weiteren Verschönerung dieser Freudentage dienten die sogenannten „Bergreien", Einzel- und Rundgesänge, welche die verschiedenen Seiten des Bergmannslebens poetisch verherrlichten und von denen viele mit Recht auch in den neueren Liederbüchern einen Platz gefunden.

Gesang und Musik haben im Leben des Bergknappen überhaupt stets eine große Rolle gespielt, sie waren ihm in seinem sonst so einförmigen Leben gute und vertraute Freunde, und die trefflichen Leistungen so mancher deutschen „Bergkapelle" beweisen uns noch heute die oft gerühmte Veranlagung des Bergmannes für Musik, namentlich auf instrumentalem Gebiete.

In jenen Zeiten, als die Bergreien anfingen, sich in den Genossenschaften Geltung zu verschaffen, mag wohl auch eine Halleiner Festsitte, der „Schwerttanz" oder „Knappentanz" ihren Ursprung genommen haben, der auch noch in jüngerer Zeit, allerdings nur bei ganz seltenen Anlässen, dort aufgeführt wurde, ehemals

aber zu den beliebtesten Unterhaltungen des benachbarten Salzburger Hofes gehörte. Dieser Tanz, an welchem sich sechzehn mit kurzen Schwertern versehene Knappen, sowie ein Anführer beteiligten, stellt in symbolischer Form das Bergwerk, sowie die Arbeit in demselben vor. Die neun Figuren dieser Veranstaltung werden von den Klängen einer Bergkapelle begleitet, die Tänzer sind festlich kostümiert, weiße Hose und rote Schärpe, und der Eindruck dieser pantomimischen Darstellung ist um so seltsamer und romantischer, als dieselbe stets nur bei einbrechender Dunkelheit und bei Fackelbeleuchtung zur Ausführung gelangt. Die neun Figuren, zwischen welchen immer eine Runde getanzt wird, bei der sich die Knappen die Hände reichen, stellen dar: Den Antritt zur Schicht, die Einfahrt in die Grube, ein Tretwerk oder eine Brücke, einen Stollen, die Fahrt auf der Leiter, das Gerüst zu einem Holdensturz, das Schwingen der Bergfahne, und das Ganze schließt endlich mit zwei Rundtänzen des Fechtens und Schlänglens. Die Haltung der Schwerter dient zur näheren Verdeutlichung des jedesmaligen Tanzbildes, das übrigens auch durch einige Strophen, welche der Anführer vorträgt, erläutert wird. Während des Tanzes selbst stehen die Knappen bald im Kreise, bald ordnen sie sich in Reihen an. Nach dem letzten Rundtanze marschieren sie vor dem Anführer in Reihe und Glied auf, salutieren diesem und ziehen endlich unter Vorantritt der Musik und unter Fackelschwingen ab.

Zu den Eigentümlichkeiten des Bergmannes gehört auch seine Tracht, deren einzelne Teile in ihrem Zuschnitt seiner Beschäftigung genau angepaßt sind. Wie die ältere Bergmannskleidung beschaffen war, darüber gibt zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Freiberger Bergassessor Christoph Herttwig, der sich in seinen Schriften eingehend mit dem Bergmanne und seiner Tätigkeit beschäftigt, wie folgt Auskunft:

„Habit ist die bergmännische Kleidung, worinnen die Bergleute gemeiniglich zu gehen pflegen. — Die Knechte oder Bergknappen, Wasserknechte, Karrenläuffer, Haspelknechte, Aufsauberer, Erzausschläger, Scheider, Krätzwäscher, wie auch die Jungen tragen ihren Grubenkittel, Fahrleder, Bergkappen und Schachthütchen. — Die Häuer aber tragen außer diesem Habit auch eine Parthe oder Kniebiegel. — Und die Steiger über dieses noch eine Steigerkappe, Grubentasche und Zscharper. Die Knappschaftsältesten pflegen auch wohl einen Sabel, oder nach itziger Mode einen Hirschfänger zu tragen. — Bey solennen Aufzügen lassen die Bergoffizianten sich

Abb. 9. Bergparade. Nach Heuchler, Die Bergknappen.

auch wohl in weißen Bergkappen, mit schönen bunten Schachthütchen, weißen wöllenen Bergröcklein, Fahrledern und Kniebiegeln, auch Grubenbeile in Händen habend, sehen. Geschieht der Aufzug bei Nacht, und es sind der Bergleute fein viel, und haben ihre brennenden Grubenlichter in der Hand, macht es keinen geringen Splendeur."

Auch was Herttwig über gewisse Zechenverordnungen mitteilt, denen die Belegschaft sich fügen mußte, ist interessant und wirft auf die damaligen Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein bezeichnendes Licht. So sagt genannter Autor in bezug auf Hochzeiten: „Damit dem Bergwerk wegen unterlassener Arbeit nicht etwan Schaden zugezogen werde, ist zwar unter Bergleuten nachgelassen, die Hochzeit auf einen Sonntag anzustellen. Jedoch tun die Herren Geistlichen und Hochzeiter besser, wenn solches allerst nach dem Mittaggottesdienst, Vesper, Betstunde und dergleichen geschiehet. — Und so eine Hochzeit in der Wochen an einem Werktage gehalten wird, sollen doch die Bergleute ihre Schichten verfahren."

Wenn der Landesherr oder sonstiger fürstlicher Besuch sich auf dem Bergwerk einfand, so veranstalteten die Knappen jedesmal einen glänzenden Aufzug, die sogenannte „Bergparade" (Abb. 9), welche in einigen Gegenden mit außerordentlicher Prunkentfaltung zur Schau gebracht wurde, die höchst malerische Bilder erzeugte. In schmucker Festtracht mit ihren Fahnen, Kiehkämmen und Keilhauen marschierte die gesamte Knappschaft nach der Kirche oder einem öffentlichen Platze. Hier schlossen die Bergleute einen Kreis und stimmten unter Begleitung der Musikinstrumente ein feierliches Lied an, worauf der Pfarrer, mitunter auch der zu Pferde sitzende Obergeschworene eine Ansprache an die Versammlung richtete. Den zweiten Teil des Festes bildete das „Bergbier", ein fröhliches Zusammensein, bei dem Tanz, Gesang, Essen und Trinken die Teilnehmer in bester Laune erhielt.

An manchen Orten erfolgte nach der Parade das Lossprechen einer gewissen Anzahl von Bergburschen und ihre Annahme zu Spitzhäuern oder wirklichen Bergleuten, welches in früheren Zeiten mittels eines Schlages geschah, der ihnen vom Obergeschworenen unter den Worten: „Dies leide von mir und von keinem andern" erteilt wurde.

Das Bergbier, dessen Kosten meist von den Zechenverwaltungen bestritten werden, sowie die Bergparade sind die einzigen bergmännischen Feste, die sich bis auf die Gegenwart noch ziemlich allgemein

erhalten haben. Profeſſor Heuchler, ein genauer Kenner berg- und hüttenmänniſcher Sitten, ſagt von letzterwähnter Veranſtaltung, hauptſächlich dabei an das Vorbild denkend, das er zu Freiberg in Sachſen vor Augen hatte: „Den größten Glanzpunkt bergmänniſchen Berufslebens bildet eine Bergparade. In der Regel findet ſie nur bei Nacht mit Grubenlichtern und Fackeln ſtatt und gewährt auch in der Tat einen nicht zu beſchreibenden Eindruck. Im Vordergrunde befindet ſich der Oberberghauptmann zu Pferde, hinter ihm noch andere berittene Beamte. Die übrigen höheren und niederen Beamten ſind als Zugkommandanten in die verſchiedenen Korps der Berg- und Hüttenleute verteilt. Einen beſonders ernſten Eindruck machen bei dieſen nächtlichen Aufzügen die mit weißen Bluſen und Kopfbedeckungen verſehenen Hüttenleute, welche bei Paraden ebenfalls Lampen tragen".

In einzelnen Orten finden auch bei Begräbniſſen beſondere Zeremonien ſtatt, jedoch meiſt ſchlichter Art, dem einfachen arbeitſamen Leben des Bergmannes entſprechend. Für die letzte Fahrt desſelben zur Tiefe mit der daran ſich knüpfenden Hoffnung hat Theodor Körner ſchöne Worte gefunden, wenn er ſagt:

Und bricht der große Lohntag heran
Und des Lebens Schicht iſt verfahren
Dann ſchwingt ſich der Geiſt aus der Tiefe hinan
Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren.
Und die Knappſchaft des Himmels nimmt ihn auf
Und empfängt ihn jauchzend: Glück auf, Glück auf!

XIV. Hausſitten.

„Haus und Herd" ſind für den Deutſchen zwei unzertrennliche Begriffe, ja es ſind Dinge, welche ihm das Höchſte und Beſte ſcheinen, da auf ihnen die Entwicklung des Familienlebens beruht, von deſſen hoher ſittlicher Bedeutung für den Einzelnen wie für die Geſamtheit er tief durchdrungen iſt. Der Herd, abgeleitet von dem althochdeutſchen hêr, was ſoviel wie wertvoll, ruhmreich bedeutet, auf dem das wärmeſpendende, gleichzeitig die Gaben der Natur ſchmackhafter machende Feuer brannte, erſchien dem germaniſchen Hausvater als das köſtlichſte Geſchenk der die Familie beſchützenden Gottheiten, und weil man ihn für heilig hielt, wurde er mit aus Holz geſchnitzten religiöſen Symbolen geſchmückt. Wie ſo manche der älteſten Kultur angehörende, ſo wurde auch letztgenannte altgermaniſche Sitte

vom Chriſtentum beibehalten, nur daß die heidniſchen, an die Penaten und Laren der Römer erinnernden Hausgötzen ſich in Darſtellungen aus der Bibel und Heiligenlegende verwandelten, wie ſie jetzt noch in manchen bäuerlichen Gegenden auf der Gußeiſenbekleidung der Kamine und Öfen anzutreffen ſind.

Während das Haus im eigentlichen Sinne nur als die Umkleidung des Herdes, als das ſchützende Dach zu betrachten iſt, entſteht vom Herde alles echte Haus- und Familienleben. Urſprünglich ſtand er frei, ſo daß die „Herdgenoſſenſchaft", wie nach ihm die Mitglieder eines Hausſtandes genannt wurden, ſich ungehindert um ihn verſammeln konnte. Seine hohe Bedeutung für das Gedeihen des ganzen Hausweſens wurde der jungen Frau ehemals dadurch recht eindringlich vor Augen geführt, daß man ſie dreimal um den Herd führte, wie ſpäter die Braut dreimal um den Altar gehen mußte.

Als noch die Frau den Herd verſah,
Da ſtand es wohl um unſer Haus

ſagt Goethe ſehr wahr von dem traulichen, in ſich gefeſteten deutſchen Bürgerheim vergangener Zeiten, in dem eine ganz ihren Pflichten hingegebene Hausfrau ihres Amtes waltete.

In ſeiner Charakteriſtik des alten ſächſiſchen Bauernhauſes, darin die Bäuerin hinter dem den Mittelpunkt des Hauſes bildenden Herde thront, zeichnet uns Juſtus Möſer ein anmutendes Bild altpatriarchaliſcher Einrichtung, in der die Stellung der Frau als Leiterin und Verwalterin des Hausweſens klar hervortritt. „Ohne von ihrem Stuhle aufzuſtehen, überſieht ſie zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt ſolche bei ſich niederſetzen, behält ihre Kinder und Geſinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, ſpinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafſtelle iſt gleichfalls hinter dem Herde und ſie behält aus derſelben eben die ſo große Ausſicht, ſieht ihr Geſinde zur Arbeit aufſtehen und ſich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöſchen und alle Türen auf- und zuſchlagen; höret ihr Vieh freſſen, die Weberin ſchlagen und beobachtet wiederum Keller und Kammer. Wenn ſie im Kindbett liegt, kann ſie noch einen Teil der häuslichen Pflichten aus dieſer ihrer Schlafſtube wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dreſche gewandt iſt, kann ſie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, im Gegenſatz zu anderen Orten, wo die Leute in Stuben ſitzen, ſo oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem

Fremden entgegengehen, ihn dann wiederum aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz beim Herde ist der schönste unter allen."

Das Haus, wie schon hervorgehoben die Umkleidung des Herdes, fest gefügt und gezimmert, von allen Seiten geschlossen und im Innern wohnlich eingerichtet, war zu allen Zeiten der Stolz des jungen Bürgers und Eheherrn, und wenn er es schon nicht versäumte, wie es vielerorts Väterbrauch, die Hauptstützen und Träger seiner Wohnstätte kirchlich segnen zu lassen, so mußte ihn das fertige Gebäude doppelt zur Freude stimmen, die in dem Feste der Richte, auch Werksatzwein oder Werksatzbier genannt, das den Handwerkern bereitet wurde, ihren sichtbaren Ausdruck fand. Oben auf dem Giebel prangt dann das buntgeschmückte Tannenbäumchen als das Symbol der Hoffnung und des Friedens, und vom höchsten Firstbalken aus hielt der Zimmermeister die Kranzrede, die, nachdem er zuerst dem höchsten Baumeister das gebührende Lob dargebracht, etwa nach dem alten Diktum: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, bauen alle umsonst, die daran bauen" die Bitte um Abwendung von Feuer, Blitz und Sturm enthielt, wie auch des Maurer- und Zimmerhandwerks in ehrender Weise gedacht wird. Die Kranzrede schließt in der Regel mit der Übergabe des Hauses an den Bauherrn. „Hiermit — so heißt in einer solchen, die Arndt in seinen „Christlich-deutschen Volkssitten" verzeichnet — übergeben wir ihm dieses Haus von unseren Händen, daß er es mache: 1. zu einem Bethause, darin er die Seinigen fleißig anhalte zu einer wahren und ungeheuchelten Gottesfurcht. 2. Zu einem Arbeitshause, wo jeder seinen Stand und Beruf nach Gottes Vorschrift treu und ordentlich abwarte. 3. Zu einer Schatzkammer, daß er den Seinigen einen Zehr- und Nährpfennig nach Gott gefälliger Weise darin sammle, dabei aber nicht vergesse, geistliche Schätze für den Himmel zu sammeln, die weder Motten noch Rost fressen und denen die Diebe nicht nachgraben. Endlich und zum Letzten übergeben wir dieses Haus dem großen und ewigen Baumeister des Himmels und der Erde mit der vertrauungsvollen Bitte, daß er dasselbe nicht nur vor Brand und Ungewitter und allerhand Unfällen väterlich bewahren, sondern auch alle, die es bewohnen, mit seinem göttlichen Segen, mit langem Leben, Gesundheit, irdischer und ewiger Wohlfahrt zu Seele und Leib beglücken und erfreuen wolle."

Nach erfolgter Kranzrede wurde „Feierabend geklopft", das heißt, es wurde die Trommel dreimal in einer bestimmten marsch-

artigen Weiſe gerührt und alsdann nahm der Richtſchmaus ſeinen Anfang.

Schon in germaniſchen Zeiten waren der deutſchen Wohnſtätte äußere Zeichen aufgeprägt, die den in derſelben herrſchenden Geiſt und Glauben zum Ausdruck bringen ſollten. So war der Hammer des Gottes Donnar das Rechts-, Friedens-, Troſt- und Hoffnungszeichen, das ſich an Tür und Gebälk, an Haus und Gerät in ungezählten Malen vorfand, und daß man in dieſem Götterſymbol die Löſung der beiden großen Rätſel von Tod und Leben ſuchte, geht auch aus ſeiner Verwendung bei der Einſegnung des Ehebundes wie der Leichen hervor

„Neben dem Hammer Thors — ſagt Ebeling — ſind es die kreuzweiſe über dem Hauſe hervorragenden Pferdeköpfe Wuotans, welche als altehrwürdige Wahrzeichen des Sachſenſtammes dem ſächſiſchen Hauſe eigentümlich ſind. Die nach außen gerichteten Köpfe ſollen wendiſche Einflüſſe verraten, wie man ſie denn auch im eigentlichen Wendland findet; in den meiſten Landſtrichen um Bremen und in Weſtfalen ſind die Pferdeköpfe nach innen gerichtet, um dadurch den Hauptcharakterzug des Volkes, den innigen Familienſinn öffentlich zum Ausdruck zu bringen.“

Schon früh auch bürgerte ſich die Sitte ein, jede Bürgerwohnung mit einer beſtimmten Hausmarke zu verſehen. In ihr erkennen wir das rechtliche Eigentums- und Beſitzzeichen, welches einſt auf allen in die Augen fallenden Teilen des Hauſes eingebrannt, eingeſchnitzt oder eingehauen wurde, am Gebälk der Haustür, der Stubentür und der Firſt, auf den Flügeln des Hoftores, auf Schrank und Truhe, auf Kirchenſtuhl und Leichenſtein, ſogar auf der Holzkugel des alten Schlüſſelbundes, ſowie auf dem Boden der Milchtöpfe. — —

Gleichwie die Hausfrau dem Herde vorſtand, ſo hatte das männliche Oberhaupt der Familie über die Aufrechterhaltung der Ordnung, Zucht und Sitte innerhalb des Hauſes zu wachen. Bei den Mahlzeiten, die mit einem Dankgebet begonnen und beſchloſſen wurden, unter denen das dem Pſalm 147 nachgebildete, durch ſeine draſtiſche Form auffallende „Gratias“ ſich in manchen ländlichen Gegenden noch bis heute erhalten hat, verſammelte er die Hausgenoſſen um ſich und wies jedem während des Tages die für ihn beſtimmte Arbeit an. Wie er Feierabend gebot — der ſchon deshalb ſtreng eingehalten wurde, als das mittelalterliche Geſetz das Arbeiten bei Licht überhaupt nicht geſtattete — ſo hielt er ſich auch

für die Innehaltung sonntäglicher Sitten bei seiner Umgebung verantwortlich. Am Sonntage, dem allgemeinen Ruhetage, in Wochenkleidern zu erscheinen, war nicht gestattet, auf das Sonntagskleid sollte gewissermaßen als auf ein christliches Bekenntnis gehalten werden, und im Lande Appenzell bestand sogar eine Verordnung, derzufolge jeder ein Sonntagsgewand haben mußte, wenn er der bürgerlichen Ehren und Rechte nicht verlustig gehen wollte.

Was nun die Mahlzeiten des ferneren anbelangt, so wurde insbesondere das Brot, das man als das Symbol des Haushaltes, dessen wesentlichsten Teil es bildet, betrachtete, in hohen Ehren gehalten, wie denn auch für das Anschneiden des Brotlaibes der Volksmund eine Menge Bezeichnungen kennt, die jener Handlung fast den Charakter einer religiösen Zeremonie beilegen. Die hohe Wertschätzung, welche man dem Brote als der wichtigsten Hausnahrung entgegenbrachte, führte schließlich auch dazu, die Hausgenossenschaft, das Ingesinde als das Brotgesinde, die Brötlinge oder Kumpanschaft (gebildet aus dem mittellateinischen com-panium, soviel als „Mit-Brodesser") zu bezeichnen. „In dieser Brotgenossenschaft — schreibt Freybe — nun waltet jene dankbar bekennende Sitte, nach welcher das Brot von allen mit Ehrerbietung behandelt werden mußte.

Man segnete, das heißt zeichnete den frischen Laib mit dem heiligen Kreuze und duldete vor allem nicht, daß es auf den Rücken gelegt wurde. Gehörte es doch zu den empfindlichen Ehrenstrafen des Mittelalters, jemandem „das Brot verkehrt auflegen". Die Sitte verlangte sodann, daß man es auf der rechten Seite anschneide. Natürlicherweise besorgt dieses Anschneiden das Haupt der Brotgenossenschaft und besonders darf „kein Lediges", kein Unverheirateter in dieses Ehrenamt ungestraft eingreifen. Und nicht bloß auf die Stelle, auch auf die Art des Schnittes wird Bedacht genommen. Zu einer Verkehrtheit der Manieren sucht das Volk eine Gleichheit des Sinnes und sagt: „Wer das Brot ungleich aufschneidet, hat gelogen" oder ähnlich — Aussprüche, die sich auf Beobachtung des Seelenlebens gründen. — Die volle Freude am Brot bezeichnet die althochdeutsche Übersetzung des Wortes „Evangelium" durch Botenbrod. Eine Freudennachricht bringen, hieß: „einem das Botenbrod ankündigen". Dem Glarner ist es eine Lust, wenn er einem etwas „botenbrötlen" kann. In Wallis taucht unser Wort noch bei einer besonderen Veranlassung auf. Wenn ein Kind dort „in der Unschuld", in der Taufgnade stirbt, was bei diesem zu sehr ernster und

tiefer Lebensanſchauung gewöhnten Volke als ein glückliches Ereignis begrüßt wird, ſo bringt der Vater ſelber das Botenbrod, d. h. die Nachricht davon zu Paten und Verwandten und ladet ſie zum Begräbniſſe. — Die Brotreſte pflegte man ſorgfältig zu ſammeln und aufzuheben und mit den Löffeln über dem Tiſche in einem Korbe aufzuhängen. Das in Anſchnitt genommene Brot wurde ebenfalls in einem Korbe bewahrt, daher die übliche Wendung: „Einem den Brotkorb höher hängen.“ — —

Wenn man es im alten deutſchen Hauſe gerne ſah, daß auch Fremde an den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten teilnahmen und überhaupt die Gaſtfreundſchaft, die ja auch heute noch zu den lobenswerten Sitten mancher Gegenden gehört, in hohen Ehren hielt, ſo erwies man ſich gegen Nachbarn beſonders zuvorkommend und betrachtete ſie halb und halb als mit zum Hauſe gehörend. Vor der Nachbarſchaft hatte man keine Geheimniſſe, kannte man keine Zurückhaltung, die frohen und traurigen Ereigniſſe wurden zuerſt den Anwohnern oder Mitbewohnern angekündigt, die auch bei innerhalb des häuslichen Kreiſes ſich vollziehenden Feſtlichkeiten niemals übergangen zu werden pflegten. Hatte die Frau die Entbindung glücklich überſtanden, ſo ſtellten ſich kurz nachher die Nachbarinnen zum „Kindbier“ ein, und wenn es armen Leuten an Geld mangelte, den Singchor der Schulknaben zu bezahlen, dann waren es an manchen Orten die Nachbarn, welche dem Verſtorbenen an ſeinem offenen Grabe den letzten Abſchiedsgruß ſangen.

„Dieſe Heranziehung des Nachbarn zum „ganzen Hauſe“ — ſagt W. H. Riehl — hat ihren guten hiſtoriſchen Grund in der Geſchichte der deutſchen Familie. Um den Hof des Stammvaters ſiedelten ſich in uralter Zeit allmählich die weiter abzweigenden Glieder der Sippe an, und wenn dann zuletzt aus dem Hof ein Weiler entſtand, ſo waren ja alle Ortsgenoſſen auch Stammesgenoſſen, alle Nachbarn auch Vettern. In der Jachenau in Oberbayern herrſchte bis zur neueſten Zeit der Brauch, daß zur Hochzeit aus jedem Hauſe des Dorfes ein Gaſt geladen werden mußte; alle Gemeindegenoſſen zählen mit zur Familie, alle Häuſer zum „Hauſe“. Es gibt auch heute noch abgeſchloſſene kleine Dörfer in Deutſchland, in denen ſämtliche Familien wirklich untereinander verwandt, alle Nachbarn Vettern ſind, und das „ganze Haus“ ſich erweitert zur „ganzen Gemeinde“. In ſolchen Dörfern bewahren ſich dann nicht nur die originellen Sitten, ſondern es herrſcht da häufig auch das fröhlichſte wirtſchaftliche Gedeihen.“

Die schöne altdeutsche Sitte, Teller, Krüge, Geräte, Hausutensilien usw. mit Sprüchen zu versehen, fand ihre Ergänzung in dem allgemein verbreiteten Brauch, auch auf den Straßenseiten der Häuser an dazu geeigneter Stelle solche Inschriften anzubringen, wie wir ihnen noch in großer Menge begegnen, wo sich altertümliche Architekturen bis auf die Gegenwart erhalten haben. Durch diese treffliche Gepflogenheit wurden zahlreiche Städte zu einem offenen Buch sittlicher Sentenzen, edler freier Bekenntnisse, tiefer Wahrheiten und nicht zuletzt frischen kernigen Humors, der auch in trüben Zeiten sich der deutschen Volksseele sieghaft zu entringen wußte.

So schrieb ein stolzer und charakterfester Mann in einer rheinischen Stadt kurz und bestimmt über seine Haustür:

Deine Ehr
Sei dein Wehr.

Ein frommes Gemüt äußerte sich mit den Worten:

Tu stets, was Gott gefällt
So ist dein Herd aufs best bestellt.

Und ein anderer Gottesfürchtiger kommt zu dem Schluß:

Wo Gott nicht gibt zum Haus seine Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst.

Oder:

Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste:
Wo wir sollen ewig sein
Bauen wir so wenig ein.

Das beliebteste Thema weltlicher Verse an den Bauernhäusern gilt dem Protest gegen unbefugte Kritik des Hausbaues:

Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mäuler aus?
Ich hab gebaut, wie's mir gefällt,
Mich hats gekost' mein gut Stück Geld.

Ein echter Philosoph war zweifellos der Dichter des folgenden bekannten Spruchs:

Wer da bauet an Markt und Straßen,
Muß die Leute reden lassen

dem folgende kluge Sentenz sich würdig anschließt:

Der eine betrachts,
Der andre verlachts,
Was machts?

Sehr häufig finden sich Gedanken wie letztere auch zu einem allgemeinen Sittenspruch erweitert, der das stolze Selbstgefühl des Bauherrn und seine Gleichgültigkeit gegen fremdes Urteil überhaupt ausspricht. Hierher gehört der schöne plattdeutsche Spruch:

Wat frag ick na de Lü,
Gott helpet mi!

Als Seitenstück dazu mag nachstehender oberdeutscher Spruch angeführt werden, den Riehl bei seinen Wanderungen im Elsaß an einer einsamen Mühle fand, in knorrigen, wie mit dem Dreschflegel geschriebenen Lapidarversen:

Tu recht, steh fest, kehr dich nicht dran,
Wenn dich auch tadelt mancher Mann:
Der muß noch kommen auf die Welt,
Der tut, was jedem Narrn gefällt.

So ließen sich diese Proben von Hausepigrammen bis ins Unendliche vermehren; wer sich in diesen Schatz altdeutscher Spruchpoesie, der als eine Quelle weisen Erkennens der Dinge und Menschen sich darbietet, weiter vertiefen möchte, der greife zu den entsprechenden Sammlungen, die ja in reicher Auswahl vorhanden sind.

XV. Taufe.

Der Glaube an die reinigende Kraft des Wassers war allen arischen Völkern gemeinsam, und bei den Germanen ging aus dieser Anschauung die Wasserweihe hervor.

Nachdem die Mutter niedergekommen und zwar, wie es die Sitte erheischte, auf dem Boden, dem Golf, worauf die noch bis heute allgemein gebräuchliche Bezeichnung „Niederkunft" hindeutet, überbrachte man das Kind dem Vater, damit dieser entscheide, ob es am Leben bleiben solle oder nicht. Im ersteren Falle wurde ihm die Wasserweihe zuteil, ein rein ziviler Akt, der dem Kinde das Leben rechtlich sicherte, so daß es weder getötet noch ausgesetzt werden durfte. Immerhin kann man in dieser altgermanischen Institution eine die christliche Taufe vorbildende Handlung erkennen.

Taufen, abgeleitet von dem mittelhochdeutschen toufen, teufen, bedeutet „in die Tiefe bringen", d. h. untertauchen, wie denn die zu Taufenden ehemals auch ganz ins Wasser gesenkt wurden, eine Art, für welche strenge Verfechter des Ritus sich noch heute erklären.

Bezeichnenderweise kommt schon bei Otfried Taufe ebensowohl als ein Wort männlichen wie weiblichen Geschlechtes vor, und auch Walther von der Vogelweide sagt von den Heiden in seinem Kreuzlied: „der touf sie seit unkristen". Das Volk, das den Vers formte:

Wer da will zum Himmel fahren
Der muß sich mit dem Tauf bewahren

huldigte eben der Ansicht „das etwas Rechtes, was solch zeugende Kraft und Wirkung habe wie das Bad der Wiedergeburt, nicht weiblichen Geschlechtes sein könne".

Welch großen Wert man der Taufe als einem Rettungsakt im christlichen Sinne beilegte, geht bereits aus verschiedenen Satzungen des salischen Rechtes hervor, wonach das noch nicht getaufte Kind dem ungeborenen gleichgestellt wurde, und einige Jahrhunderte später schon war man zu dem Rechtssatze gelangt: „Ist das Kind nicht getauft, so erbt es auch nicht". Nach einem den halbheidnischen Zeiten entstammenden und auch in unsern Tagen noch nicht ganz erloschenen Volksaberglauben waren die ungetauften Kinder eines ganz besonderen Schutzes bedürftig, damit die finsteren Mächte keine Gewalt über sie gewännen. So legte man auf den nordfriesischen Inseln ungetauften Kindern zum Schutze eine Bibel und Schere kreuzweise vor die Wiege, auch wurden Wagenräder vor die Türe gestellt, deren Speichen Kreuze bildeten. Als Schutzwehr gegen dämonische Einflüsse dient in manchen niederdeutschen Gegenden ein an der Innenseite der Tür angenageltes Pferdehufeisen, wohl noch eine Erinnerung an die Odin dargebrachten Pferdeopfer; auch werden dort, wo sich ein Täufling im Hause befindet, nicht selten drei Kreuze über die Haustür gemacht.

Wenn man nach dem Schweizer Volksglauben ungetaufte Kinder hinausträgt an die Sonne, so „frißt sie die Sonne", wie es dort heißt, wobei man wohl an das einst so gefürchtete Sonnenauge Wuotans zu denken hat, alle Täuflinge werden daher nur tief verhängt und verschleiert zur Kirche getragen. Wie man im Schwarzwald zum Beispiel in Hornberg mit der Taufe eilt, zeigt schon das dort gebräuchliche Sprichwort: „das Kind darf nicht trocken werden bis zum heil. Tauf". Nach dem in Franken, Bayern und Böhmen herrschenden Volksglauben bekommen Kinder, denen man lange die Taufe vorenthält, große schöne Augen und zwar, wie man in Böhmen sagt, aus „Sehnsucht" nach der Taufe. Noch im 18. Jahrhundert erschien der Aufschub der Taufe selbst den höheren Ständen

bedenklich, so daß wenigstens die Gründe des Verzuges im Kirchenbuche vermerkt zu werden pflegten, wie es beispielsweise bei der Taufe des alten Husarengenerals Hans Joachim v. Zieten geschah, von welchem das Kirchenbuch von Wustrau, einem Dorfe am Südende des Ruppiner Sees, wo Zieten am 14. Mai 1699 geboren wurde, meldet: „Am Sonntage Rogate zwischen 2 und 3 Uhr hat Gott dem Herrn v. Zieten einen jungen Sohn beschert, welchen er nicht eher wegen einfallender Gerstensaatzeit als am Pfingstmontag konnte Tauffen lassen. Ist genannt Hans Joachim."

Von großer Bedeutung und Wichtigkeit bei der Taufzeremonie sind die Paten, die bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten als Taufzeugen fungieren, aber erst zur Zeit Karls des Großen von der Kirche als unerläßlich gefordert und in geistige Beziehung zu dem Täufling gesetzt werden. Für die männlichen Paten kennt man die Bezeichnung: Götte, Götti, für die weiblichen: Gotte, Gote, Jode, Jodel, auch kommen Tottherr und Tottfrau vor. Bei Berthold von Regensburg heißt es in bezug auf die Patenschaft: „es solten des kindes totten daz kind den glouben und daz paternoster lêren, sô ez sieben jâr alt wurde, wan sie sint geistliche vater und muoter". Derselbe große Volks- und Sittenprediger eiferte auch gegen die im Mittelalter viel verbreitete Unsitte „bis zu zwölf Paten zur Taufe aufzubieten", und dennoch wurde diese Zahl in neuerer Zeit noch ganz wesentlich überschritten, kommt es doch in den Dörfern des Drömling, wie Pastor Ebeling berichtet, nicht selten vor, daß dort mehr als 30 Paten geladen werden.

„Die Auswahl der Paten richtet sich bald streng nach dem Verwandtschaftsgrade, bald nach der Bekannt- oder Nachbarschaft — sagt Alb. Freybe — gern nimmt man den Ehrengesellen (Brautführer) und die Brautjungfer, die vor einiger Zeit das nun mit dem ersten Kind beglückte Paar zur Trauung führte und leistet ihnen dann, wenn ihnen selbst ein Kind geboren wird, als Paten den Gegendienst. Auf Amrum, Sylt und den Halligen fällt das Patenamt zunächst den Großeltern väterlicherseits und sodann denen von mütterlicher Seite zu; man nimmt drei Paten für ein Kind, auf Sylt so, daß von der Seite, woher der Name des Kindes genommen wird, eine Person, von der andern zwei Personen das Amt übernehmen. Bei einem Knaben stehen zwei Männer und eine Frau, bei einem Mädchen umgekehrt zwei Frauen und ein Mann Gevatter. In Wyk darf die Person, nach welcher der Täufling be-

nannt wird, nicht Pate sein. Auf Amrum heißt der Pate Fâdar, auf Sylt Fader; auf letztgenannter Insel wird nur die Tätigkeit des Gevatterstehens bezeichnet: Faderstun; ik haa Vader stennen."

Die alte Sitte des Gevatterbittens besteht heute noch. In vielen Gegenden geschieht die Einladung gleich nach der Geburt durch einen in verbindlichem und oft feierlichem Ton abgefaßten Gevatterbrief, im Braunschweigischen Buttervogel genannt, den man in den Dörfern des Drömlings bis zum Tauftage ans Fenster zu stecken pflegt, so daß er von jedermann gelesen werden kann. Ein solcher Buttervogel aus dem Jahre 1787 hat folgenden Wortlaut: „Dem ehr- und achtbaren Junggesellen Hennig Wunderling. Ehr- und achtbarer Junggeselle, besonders lieber Freund und Gevatter. Montag Morgen um 5 Uhr ist meine Frau, geborene Brunsen, mit Hilfe Gottes von einem Sohne glücklich entbunden worden. Weil wir nun willens sind, den Donnerstag Mittag um 12 Uhr dieses Kind taufen zu lassen, so bitten wir Euch inständig um die besagte Zeit Gevatterstelle bei diesem Kinde zu vertreten und hernach in unserm Hause mit einer freundschaftlichen Mahlzeit vorlieb zu nehmen. Wir werden diese Gefälligkeit jederzeit dankbarlich erkennen und verspreche ich, mich immer zu betragen als Euer aufrichtiger Freund und Gevatter Heinrich Kiegeland. Beierstadt, den 21. August 1787".

Etwas umständlicher jedoch ist der in der Rhön herrschende Brauch, vierzehn Tage hindurch der Wöchnerin die Gevattersuppe zu bringen. Beim letzten Gange hat diese sogar besonders reichlich auszufallen, so daß meist die „Kötze" (Tragkorb) zu Hilfe genommen werden muß, um Kuchen, Kräppel und dergleichen fortzuschaffen.

Besonders feierlich gestaltet sich seit alters her auf dem Lande der Taufgang. Im besten Feiertagsgewande erscheinen die Goden, vielfach noch mit Sträußen von Rosmarin geschmückt, der so oft besungenen Lieblingsblume unseres Volkes, die ehedem selbst in dem kleinsten Gärtchen nicht fehlte, in dem sauber aufgeräumten Hause, wo im weißen Taufkleide in der Wiege das Kind schlummernd liegt, unbewußt des ersten weihevollen Vorganges in seinem Leben. Die Töne der Glocke bezeichnen das Feierliche der vorzunehmenden Handlung,

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange
Den es in Schlafes Arm beginnt.

Nicht auf Nebenwegen begibt man sich ins Gotteshaus, sondern auf dem herkömmlichen Hochzeits- und Leichenwege. Ist das Kind unehelicher Geburt, so bleiben die Glocken stumm; noch härter und bedauernswerter aber war das Los, das früher die Mutter eines solchen Täuflings betraf, denn sie mußte nach Gesetzesvorschrift mit ihrem Geleit vor der Kirchtür warten, bis alle aus dem Gottesdienst heimkehrende Kirchengänger an ihr vorbei waren, ja man hatte sogar das Recht, sie mit Strohzöpfen zu behängen. Indeß hielt diese die Mutter betreffende bürgerliche Achterklärung viele nicht ab, sich zur Patenschaft bei ihrem Kinde zu melden, weil nach dem Volksglauben des Mittelalters diese Hilfeleistung für die Betreffenden als glückbringend galt.

Zwischen Paten und Patenkind bleibt nach alter guter Art für das ganze Leben ein inniges Band bestehen, und ihr enges Verhältnis zu einander gibt sich bei den verschiedensten Anlässen, wie der Lebensgang des einzelnen sie mit sich bringt, in gegenseitigen Liebesbeweisen kund. Zu den Einsegnungen liefern die Paten, die überhaupt im Schenken sich nicht karg zeigen dürfen, oft die ganze Ausstattung, dafür wird ihnen aber auch bei Hochzeiten der Ehrenplatz eingeräumt, wie denn auch Götte und Gödel die Stelle der Eltern zu vertreten haben, wenn diese frühzeitig sterben.

In Süddeutschland legt man den Göttelbrief, die vom Paten ausgestellte, mit gereimtem Mahnspruch und mitunter auch mit Bildern versehene Taufurkunde, im Falle das Patenkind stirbt, wohl auch in dessen Sarg. Diesen hebt alsdann die Patin aufs Haupt, betrübt, wie wenn es das eigene Kind wäre, welches dem Schoß der Erde übergeben werden soll und trägt ihn oft Stunden weit vom armen Gebirgsdorf ins Tal hinunter, wo der Pate wartet, um ihn ins Grab zu senken.

Was nun den Taufschmaus oder die Kindszeche anbelangt, so richtet sich dieser für die Eingeladenen keineswegs nebensächliche Punkt naturgemäß nach den Verhältnissen des Hauses. Bei den weniger Begüterten muß ein Kaffee mit einem Schlußtrunk von Bier oder Wein ausreichen, bei den Vornehmen und Reichen hingegen gestaltet sich die Taufe eines Sprößlings jedesmal zu einer opulenten Familienfeier. Verordnungen gegen allzusehr ins Üppige und Verschwenderische ausartende Taufschmäuse finden sich im Sittenkodex des deutschen Mittelalters ebenso häufig wie den Hochzeitsluxus betreffende Magistratsbestimmungen. In einigen Gegenden Deutschlands hatten in alter Zeit gleich den Hochzeiten

auch die Kindszechen im Gasthause stattzufinden, wobei das Quantum Bier oder Wein, das jedem Teilnehmer gereicht oder doch von diesem bezahlt werden mußte, vorher genau bestimmt war. Ein diesen Punkt betreffender Passus in einer alten fränkischen Verordnung lautet nämlich also: „Solche (Tauff) wird und muß gleich der Hochzeit im Wirthshaus gehalten. Dergestalten müssen sich die dazu geladenen Freund und Gäst, wie sie sich im Gotteshauß bey der Tauff versamblet, sämbtlich mit dem vorangehenden Gevatter und Kindvatter in das Wirthshaus verfügen und zur gemeinen Zech ein Mann und ein junger Gesell eine Maß Wein oder zwei Glas Bier, eine Frau oder Jungfrau aber halb so viel dem Wirt auflegen. Zu dieser gemeinen Zech muß der Gevatter sowohl als der Kindvatter 6 Maß Bier oder 6 Maß Wein, miteinander 6 Maß Wein oder 12 Maß Bier auflegen und denen geladenen Gästen zum Besten geben. Worzu auch noch allezeit freiwillige Verehrungen geschehen; wenn dieß nun Alles verzehrt, steht jedem frei, umb sein Geld nachzuzechen oder nicht, so das gemeiniglich geschieht".

Jedenfalls stammt aus jenem alten Brauch — äußert sich ein Kenner deutschen Volkslebens — die noch herrschende Sitte, der zahlreichen Freundschaft ein reichliches „Traktement" zu geben. Es kann hierbei vorkommen, daß in der schönen Stube lustig fort gegessen und getrunken wird, während drüben in der Kammer der Held dieser Feier bereits das Zeitliche gesegnet hat.

XVI. Hochzeitliches.

Allen Völkern ist der Akt, durch den die legale Verbindung zwischen Mann und Weib vollzogen wird, als der feierlichste Moment im Leben des einzelnen erschienen, und unsere mittelalterlichen Vorfahren waren von der Größe und Weihe desselben so tief durchdrungen, daß ihnen die Vermählungsfeier gleichbedeutend mit den höchsten kirchlichen Fest- und Gnadentagen wurde und sie dieselben nach ihnen hôgetidi d. h. Hochzeit nannten.

In der ältesten germanischen Zeit scheint die Heimholung der Auserwählten durch den Mann in einer Art Entführung, dem sogenannten Brautlauf bestanden zu haben, woran noch der in zahlreichen mittelalterlichen Schriftstücken vorkommende Ausdruck „bruiloffen", was so viel wie „Hochzeit machen" besagt, erinnert.

Allgemein unter den deutschen Stämmen war jedoch der unter dem Malbaum sich vollziehende Brautkauf. Nachdem der Vater oder Vormund der Jungfrau diese dem Bewerber zugesagt, kaufte der Bräutigam seine Auserkorene durch den sogenannten Mundschatz, in Rindergespannen, Pferden, Schilden, Waffen, Kostbarkeiten usw. bestehend, wodurch das Mädchen in seinen rechtlichen Besitz überging. Ihrerseits erhielt die Braut zu ihrer persönlichen Ausstattung eine in beweglicher oder liegender Habe bestehende Mitgift, im Mittelalter Brautschatz genannt. Auch religiöse Gebräuche waren mit dieser ältesten germanischen Hochzeitsfeier verbunden, Gebete wurden verrichtet und Opfer dargebracht, vor allem aber vergaß man nicht den neu geschlossenen Ehebund durch Donnars Hammer, dem heiligen Zeichen, zu weihen. Dann überließ man sich den oft lang andauernden Lustbarkeiten.

Im christlichen Zeitalter begegnen wir schon früh dem an die Sponsalien der Römer erinnernden Verlobungsringe, den der Bräutigam seiner Erwählten zum Zeichen seiner Treue öffentlich an den Finger steckte, worauf Umarmung und Brautkuß erfolgte. Beim Hochzeitszuge erschien die Braut ehedem in lose herabwallendem Haar, dem Zeichen bewahrter Reinheit, später schmückte man sie mit dem Myrtenkranz oder der Brautkrone, wozu der weiße oder rote nach den Kirchenvätern auf die eheliche Schamhaftigkeit hindeutende, Brautschleier sich gesellte. Nach geschehenem Trauakte wurde im Hause der Braut ein festliches Mahl eingenommen und am Abende die Braut durch die Brautmutter, die Eltern und Vormünder unter Begleitung der Gäste in die Brautkammer geführt und hier, nachdem sie den Kranz mit der Brauthaube vertauscht, dem Bräutigam übergeben, denn das Ehebett mußte öffentlich beschritten werden. Am andern Morgen legten die Verwandten der Braut neue Kleider vor das Bett, und mit diesen angetan, begab sie sich an der Seite ihres Gatten in die Kirche zur Einsegnung der vollzogenen Ehe.

Aus dieser einfachen und würdigen Feier des bedeutungsvollsten Aktes bürgerlichen Lebens entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte jene zahllosen, mehr oder minder ansprechenden und beziehungsreichen, in ihrer Mannigfaltigkeit kaum zu übersehenden Hochzeitsbräuche in Stadt und Land, durch deren teilweises Fortbestehen bis auf die Gegenwart das Sittenleben manches deutschen Landstrichs in eigenartiger Weise gekennzeichnet erscheint.

Was zunächst die Verlobung, den zwischen einem Paare

geschlossenen Herzensbund anlangt, so lassen sich für diesen, insofern es sich um den öffentlichen Verspruch handelt, noch eine Menge interessant entwickelter Sitten nachweisen. Im Berner Oberlande konnte man die früher am Neujahrstage nach dem Gottesdienste im Wirtshause stattfindende sogenannte „Schrießete", bei welcher die Burschen die jungen Mädchen bewirteten, wohl als Massenverlobung bezeichnen, weil die bei dieser Gelegenheit geschlossene Bekanntschaft in zahlreichen Fällen eine baldige Trauung nach sich zog — In Hessen händigt der Liebhaber dem Mädchen, wenn dieses das Jawort „von sich gegeben", das in Schaumünzen oder drei verschiedenen Münzsorten bestehende sogenannte Treugeld ein, wodurch er sich das Recht erwirbt, die Betreffende öffentlich als seine Braut bezeichnen zu können. — In Thüringen nennt man die Verlobung Hingabet und das Geschenk des Bräutigams den Mahlschatz. — Handschlaghalten lautet der Ausdruck für die Verlobungsfeier im mittleren Lahntal. In der Stille der Mitternacht begibt sich hier der heiratslustige Jüngling in Begleitung des Brautwerbers, des Freiersmannes, eines älteren Anverwandten seiner Auserwählten zu dieser, um sich das Jawort zu holen, nachdem die Sache schon früher mit den Eltern ins reine gebracht wurde. Willigt die Schöne ein, und sie wird nur in den seltensten Fällen Widerstand leisten, so überreicht ihr der Jüngling das je nach seinen Mitteln in einigen Silber- oder Goldmünzen bestehende Handgeld, in dem zweifelsohne wie in den übrigen erwähnten Verlobungspfändern eine Erinnerung an den altgermanischen Brautkauf fortlebt. Hierauf erfolgt der Handschlag, und mit diesem ist die Verlobung zur Tat geworden. Noch in der Nacht holt das Paar seine nächsten Anverwandten herbei, damit das frohe Ereignis bei einem improvisierten Verlobungsmahle entsprechend gefeiert werde. Kurze Zeit nach dem Handschlage hebt die Braut „den Flachs auf", das heißt in Gemeinschaft zweier Freundinnen, von denen die eine die Zig, den Überzug eines Kopfkissens, die andere ein Bundchen feingehechelten Flachses trägt, geht es von Haus zu Haus. Früher erhielt die Braut in jedem Haus ein Bündelchen Flachs, jetzt werden an dessen Stelle, da die Flachszucht aufgegeben worden ist, Geldspenden gereicht, falls die Polizei das Flachsaufheben in dieser Form nicht zum Bettel stempelt und als solchen verbietet.

In der Eifel nannte man die Verlobung Hillig, ein Wort, das sich bereits in Urkunden aus dem 14. Jahrhundert vorfindet. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bestand in genanntem, gegen-

wärtig dem Verkehr neu erschlossenen Berglande die merkwürdige Sitte, daß die Verlobten so lange in den Thak, den großen, in der Mauerwand der Wohnstube angebrachten Schrank gesperrt wurden, bis die Eltern beider Parteien über die Bedingungen des Hilligs eine Einigung erzielt hatten, und der Fall soll nicht eben selten gewesen sein, daß das junge Paar in dem eben erwähnten Thak seine erste Bekanntschaft machte.

Das schon lange vor der Reformation sehr entwickelte Hochzeitszeremoniell schuf eine Reihe von Hochzeitstypen teils heitern, teils würdigen und seriösen Charakters, die im Laufe der Zeiten eher eine Vermehrung denn Verminderung erfahren haben dürfte und von denen viele auch noch in der Gegenwart in besonderer örtlicher Ausprägung anzutreffen sind.

An der Spitze dieses festlichen Reigens treffen wir den Hochzeitslader oder Hochzeitsbitter, eine bei dem großen Ereignis sehr vielseitig beschäftigte, respektheischende Persönlichkeit, die nicht nur den Verkehr zwischen den zukünftigen Ehegatten einzuleiten, sondern auch die viel Takt und Geschicklichkeit erfordernde Einladung an die beiderseitige Sippe zu besorgen und endlich am Hochzeitstage den Festordner und beim Mahle mit mehr oder weniger Kunst und Talent den maître de plaisir zu repräsentieren hat. In Bayern ist dieser Vielgewandte kenntlich an dem Rosmarinzweige, den er am Hute trägt, an dem roten Bande im Knopfloch und vor allem an dem bänder- und blumengeschmückten Stabe, dem eigentlichen Zeichen seiner Würde. Wenn er sich zum „Laden" von Hof zu Hof begibt, so schreitet er in der Mitte zweier Gefährten, der eine ist der Bruder oder Vetter des Bräutigams und heißt Kranzlherr, der andere, meist ein Verwandter der Braut wird der Hundewehrer oder Hennenklemmer genannt, weil er die Aufgabe hat, auf den zu besuchenden Gütern eine Henne zu klemmen d. h. zu stehlen, welche die drei Genossen dann später gemeinschaftlich verzehren.

In verschiedenen Gegenden der Schweiz bildet das weibliche Gegenstück zu dem Hochzeitslader die sogenannte gelbe Frau, deren seltsames Prädikat man mit den gelben Schuhen der Ostara in Verbindung bringt, sie ist die Ehrenmutter bei der Hochzeit, wird auch wohl die Frau G'schäftige genannt, da so ziemlich alle wichtigen Anordnungen, insoweit sie sich auf den materiellen Teil des Festes beziehen, von ihrer Hand ausgehen. Die gelbe Frau, der wir in Unterwalden, Baumgarten, Tegerfelden und vielen anderen Schweizerorten begegnen, treffen wir bei den mannigfaltigsten

Verrichtungen, hier schabt sie Muskatnüsse in den Brautwein, dort schenkt sie ein Leintuch oder nimmt der Braut den Kranz ab, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. Verbrennt er rasch, so betrachtet man dies als eine glückliche Vorbedeutung, als schlimmes Zeichen jedoch gilt es, wenn er sprüht und langsam verglüht (glyset).

Wichtig ist das weibliche Geleite der Braut, die Braut- oder Kranzeljungfern, in Schwaben Hauxet-, im Altenburgischen Hormtjungfern genannt nach dem landesüblichen kostbaren Kopfputz, dem Hormt. In der Schweiz finden sich am Montag vor der Hochzeit die Freundinnen der Braut in deren Hause ein, um zu schräppelen, d. h. die bunten Maien, sowie die roten Taschentücher für die Hochzeitsgäste zurecht zu machen. Die Sitte fordert, daß bei dieser Verrichtung auch der Hochzeitslader, der bei dieser Gelegenheit der Braut ein Tischtuch schenkt, ferner der Hochzeiter, der Gsell, die Gspiel, die beste Freundin der Braut, sowie deren Patin, welch letzterer man die Funktionen der schon erwähnten gelben Frau übertragen, anwesend sind.

Was nun den Schmuck der Braut anbelangt, so gilt in Bayern als das eigentliche und ausschließliche Zeichen bräutlicher Würde der der Gemeinde zugehörige Brautgürtel, der im Wirtshause oder in der Kirche aufbewahrt und gegen einen kleinen Beitrag zur Armenkasse den Bräuten zur Verfügung gestellt wird. An der Doppelschließe dieses reich verzierten Schmuckstückes wird die übliche blaue Schleife, sowie das spitzenbesetzte Tränentüchlein befestigt. An Stelle der früher allgemein üblichen, auch jetzt wohl noch hier und da vorkommenden Brautkrone ist das sogenannte Kranl getreten, eine mit Silberstoff überzogene, mit bunten Steinen, Perlen und Drahtblumen verzierte Wulst, welche um das Nest am Hinterkopf geschlungen und dort nebst dem bräutlichen Rosmarin, der sich auf dem Lande zum Ersatz für die Myrthe darbietet, durch eine schwere Silbernadel festgehalten wird. Das Kranl bildet auch den Kopfputz der Prangerinnen oder Kranzeljungfrauen, deren weitere Festtoilette aus weißen Ärmeln, weißen Gollern mit rosa Einstecktüchern, sowie weißer Schürze mit roten Bändern besteht und die von all diesem Weiß an verschiedenen Orten die Weißprangerinnen genannt werden.

Was die Braut an Ausstattung mit in die Ehe bringt, wird auf den Kammerwagen (Abb. 10), auch Brautfuhr, Kuchenwagen, Fedelwagen und in Böhmen Plunderwagen genannt, geladen, der sich unabänderlich am Sonnabend vor der Hochzeit nach dem

zukünftigen Heim der jungen Frau in Bewegung setzt. Die Bespannung besteht aus vier, mitunter auch sechs mit Blumen und Bändern stattlich aufgeputzten Pferden, welche die Nachbarn zu diesem besondern Zwecke gerne zur Verfügung stellen. Es versteht sich von selbst, daß auch der Fuhrmann es an festlicher Ausschmückung seiner Person nicht fehlen läßt. Ist die Braut reich und bringt dementsprechend eine große Einrichtung ins Haus, so fahren oft mehrere dieser Wagen vollbepackt hintereinander; das geringste Gut indes, daß sie mit in die Ehe bringt, besteht in einem Kruzifix, einer Kommode, zwei Stühlen, einem Hängekasten, einem Schrank mit Bettzeug, Leinwand und Tuch in Stücken, wozu sich das große zweischläfrige Bett, die Schaukelwiege und endlich das zu höchst thronende, mit Flachs und Bänderschmuck versehene Spinnrad gesellen.

In der Oberpfalz werden in die unteren Zipfel des ehelichen Deckbettes Amulette von heilenden Kräutern, Körnern, fünf Kreuzchen eingenäht, damit „die Hexe nichts ins Bett zaubern könne". In den Strohsack darf kein Schauband oder Strohseil zum Binden der Garben kommen, sonst würde den Eheleuten ein Unglück zustoßen. Der Rocken des Spinnrades darf nicht gegen den Wagen gekehrt sein, weil dann die junge Frau im ersten Kindbett stirbt; er muß vielmehr nach dem Pferde gerichtet sein, soll Glück in der Ehe walten.

In manchen Gegenden ist es herkömmlich, die Braut zu „vermachen", das heißt in den Dörfern, welche der Kammerwagen passiert, diesen zu *sperren*. Für derartige Fälle hat die Braut in einem Körbchen kleine Münze als Lösegeld bereit, denn was man im Brautstand gibt, wird im Ehestand siebenfach vergolten. Was die *Abholung* der Braut anbelangt, so gestaltet sich diese überall zu einem feierlichen, mit vielem Zeremoniell verbundenen Akt. In Süddeutschland macht den Anfang der Festlichkeit die sogenannte *Morgensuppe*, welche, aus Suppe, Fleisch, Wein und Backwerk bestehend, den Geladenen in den Häusern der Brautleute dargeboten wird. Alsbald findet sich in Begleitung der Musikanten der Hochzeitslader ein, um die Braut zum *Kirchgange* abzuholen, diese jedoch sträubt sich und entflieht in ihre Kammer. Mit mancher diplomatisch feinen Wendung sucht nun der Hochzeitslader die Mutter von dem törichten Gebahren ihrer Tochter zu überzeugen und überreicht ihr endlich ein Silberstück, den „Schlüssel zur Brautkammer", worauf denn die Mutter ein Machtwort spricht, dem die Braut sich

Abb. 10. Braut- oder Kammerwagen.
Nach Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch.

zu fügen hat. Die Musik empfängt sie mit einem Tusch und geht alsdann zu einem flotten Hochzeitsmarsch über, aus beiden Häusern treten die Gäste, und nach Vorschrift geordnet, setzt sich der Zug unter dem Geläute der Glocken zur Kirche in Bewegung. Und während das Paar am Altar steht, holen sich sämtliche arme Kinder des Dorfes im Brauthause ihre aus Fleisch und Brot bestehende Morgensuppe. So ist es Schweizerbrauch.

Bei der Anordnung des Brautzuges herrscht große örtliche Verschiedenheit, nicht minder bei den Zeremonien des

Trauaktes. Im Mittelalter waren es tanzende und ballspielende Mädchen, welche bei den bürgerlichen Hochzeiten dem Zuge nach und aus der Kirche voraufgingen, und vereinzelt mag sich auch heute noch der früher allgemein übliche schöne Brauch erhalten haben, den Weg der Braut bei ihrem Kirchgange mit Blumen zu bestreuen.

In einigen Ortschaften Schwabens eröffnen Kinder den Zug, die kleinen Mädchen tragen Blumenkränze auf dem Kopfe so gut wie die ledigen „Madlen", hinter denen, begleitet von der „rechten" und der „Nebengspiel" die Braut züchtigen Schrittes einhergeht, gefolgt von den Weibern. Der Bräutigam in schmucker landesüblicher Tracht spaziert zwischen seinen zwei „Gsellen" den jungen Burschen voraus, an die sich die Männer anschließen. In der Kirche eilt ein „Kirchenbube" herbei, um der Braut den schönen Wachsstock anzuzünden, für welche Aufmerksamkeit ihm ein Groschen zuteil wird, der schon vorher in den Wachsstock eingedrückt war. Nach der Kopulation erfolgt seitens der ganzen Hochzeitsgesellschaft das Kirchenopfer, während der Organist die allgemeine Freudenstimmung durch einen lustigen Marsch zum Ausdruck bringt. Zum Schluß begeben sich die Neuvermählten, sowie deren nächste Anverwandte auf den Kirchhof, um dort an den Gräbern ihrer Angehörigen ein kurzes Gebet zu verrichten.

Nicht minder malerisch gruppiert sich der Festzug in Bayern. Die Musik, Hüte und Instrumente mit bunten Bändern verziert, schreitet vorauf, darf aber im Inntal altem Herkommen gemäß den Zug nur aus dem Hause, nicht „an die Kirche blasen". Voller Würde und Anstand eröffnet der Hochzeitslader den eigentlichen Zug, ihm folgen je nach Ortssitte entweder die verheirateten Männer oder die Frauen. In Begleitung des Bräutigams befindet sich der Kranzlherr, der Ehrvater und der schon erwähnte Hennenklemmer; mit der Braut, der die Kranzljungfern folgen, geht die Ehemutter und je nach Umständen ein degentragender Brautführer, dem alsdann die Pflicht obliegt, das bräutliche Paar bis zum Altare zu geleiten, ein Kavalierdienst, der sonst dem Hochzeitslader anheimfällt, der sich desselben mit vollendetem Anstand und fortwährenden zierlichen Verbeugungen gegen die Braut entledigt.

In der Oberpfalz darf sich letztere auf dem ganzen Wege zur Kirche nicht umsehen, damit sie nicht „beschrien" werde. Der Bräutigam darf dies ebenso wenig, sonst sieht er sich nach einer zweiten Frau um. Kommt der Zug aus der Kirche, so wirft die Braut etwas

Abb. 11. Hessischer Brautritt. Nach Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch.

„auf die Rapp", um Glück in der Ehe zu haben. In Hessen (Abb. 11) schreiten die Brautleute, sobald sie in der Kirche angelangt sind, dicht aneinander gehend dem Altare zu, weil im Falle zwischen beiden ein Zwischenraum entstünde, der Teufel hindurchschlüpfte, um die Liebenden zu trennen. Vor dem Altare verbeugen sich die Brautleute zuerst gegeneinander, dann gegen den Geistlichen. Hierauf schlägt der Bräutigam sogleich seinen Mantel um die Braut, damit ihr niemand zwischen den Ärmeln durchsehen könne, da dies für unglückbringend gilt, und in dieser Stellung läßt er sich auch trauen. Wenn die Ansprache des Geistlichen sich ihrem Ende zuneigt, sieht man jedes der Brautleute eifrigst bemüht, mit dem Ausziehen der Handschuhe später fertig zu werden als das andere, weil man sich dem Glauben hingibt, daß der, wer zuerst damit fertig wird, auch zuerst stirbt. Auch noch andere Zeichen während des Trauaktes gibt es, in denen der Volksglaube in der Oberpfalz schlimme Vorbedeutungen erkennt. Wer von dem jungen Paare am Altare zuerst niest, wer sich zuerst umsieht, auf wen der Rauch der Kerzen zieht, unter wessen Füßen das Kirchenpflaster feucht wird, stirbt zuerst. Muß der Geistliche während der Handlung niesen, wird er die Brautleute noch in demselben Jahre zum Gottesacker aussegnen. Am Hochzeitsmorgen tut man der Braut, um sie vor bösen Leuten zu schützen, in das Täschchen Salz und ein Stückchen Brot „damit

sie nicht verarmen". In die Schuhe bekommt sie Mist, „damit ihr nicht ahnd thue nach heim", und zu demselben Zwecke wird sie, bevor sie den letzten Schritt aus dem Elternhause tut, von ihren Freundinnen und den Platzbuben an der Hand über die Düngerstätte geführt und muß dabei folgende, nicht gerade Trost bringende Prophezeiung über sich ergehen lassen:

Wein, Mädel, wein
Wir führen dich nimmer heim
Wir führen dich über deines Vaters Mist
Es geht dir niemehr wie dir's gegangen ist.

In die rechte Rocktasche des Bräutigams steckt die Mutter heimlich ein Büschelchen von allen Feldfrüchten, damit es bei der Trauung mitgesegnet wird, und solange der Sohn lebt, der Segen des Feldes bei ihm bleibe. — Weder beim abnehmenden Monde noch in der Kreuzwoche darf die Trauung stattfinden, sonst „mißrät die Ehe", auch wird empfohlen, sich nicht an einem Freitag trauen zu lassen, denn am Freitag heiraten die „Lausigen". Der rechte Tag für die Ehe ist vielmehr der Irrda, d. h. der Dienstag, es sei denn, daß der „Unschuldige Kindleinstag" auf jenen fällt, denn dadurch ist der Dienstag zu einem Unglückstag geworden, weshalb an vielen Orten der Oberpfalz alle Hochzeiten während des ganzen Jahres auf den Montag verlegt werden.

Uralt ist die Sitte des Brautaufhebens oder Brautfangens, das heißt der Braut bei ihrer Rückkehr aus der Kirche durch vorgehaltene Stangen oder Seile den Weg zu sperren, den sie sich alsdann nur durch Lösegeld wieder frei machen kann. In Bayern hat sich dieser vielgeübte Brauch in dem sogenannten Brautlauf oder Schlüssellauf, eine originelle Hochzeitsbelustigung verwandelt, bei welcher die Läufer schon von der Kirche an in grotesken Sprüngen vor dem Brautpaar hertanzen. Die Ziele werden in Entfernung von 400, 300 und weniger Schritten durch den Gemeindediener oder Hochzeitslader aus zwei Lagen Streu gebildet. Wer von den nur mit Hose und Hemd bekleideten Läufern als erster das entfernteste Ziel erreicht, empfängt vom Bräutigam den höchsten Geldbetrag sowie einen vergoldeten Holzschlüssel, den er als Zierde an seinem Hute trägt. Die übrigen Teilnehmer werden für ihre Anstrengungen mit freier Zeche belohnt, der schlechteste Läufer muß allerhand harmlosen Spott über sich ergehen lassen, „er hat die Sau" wird von ihm gesagt, und sein Lohn besteht in Schweineschwänzchen, mit denen man ihm Hut und Rücken dekoriert.

Wenn schon die Vorbereitungen zur Hochzeit, die wie aus unserer kurzen Darstellung ersichtlich, vielfach mit absonderlichen Gebräuchen und Zeremonien verbunden sind, jung und alt in freudige Aufregung versetzen, wenn der festliche Gang zur Kirche und die Trauung am Altar bei den meisten Teilnehmern feierliche Gefühle und Empfindungen weckt, so bildet doch das Hochzeitsmahl überall den Kulminationspunkt des ganzen Festes, dem alle ohne Ausnahme mit Verlangen entgegensehen, sowohl wegen der auserlesenen materiellen wie unterhaltenden geistigen Genüsse, welche es zu bieten pflegt. „Bei einer polizeilich eingeschränkten Hochzeit eines Mittelmannes — sagt Riehl, auf frühere Zeiten weisend — gibt es nur drei Schmausereien, nämlich zwei am Hochzeitstage selber, die dritte Tags darauf bei der Nachfeier. Sechs Tische zu je zehn Personen geben keine übermäßige Hochzeitsgesellschaft für den gemeinen Bürger und Bauersmann zu einer Zeit, wo die ganze Nachbarschaft selbstverständlich zu den Freunden des Hauses gerechnet und die Verwandtschaft bis in die entferntesten Grade respektiert wurde. Sechs warme Schüsseln geben ein bescheidenes Hochzeitsmahl zu einer Zeit, wo die Tische der kleinen Leute überhaupt noch nicht so hungerleiderisch bestellt waren wie in den letzten Jahrhunderten und nach Max Rumpelts Kochbuch der Küchenzettel eines glänzenden Bauernbanketts von Fleischspeisen allein zwölferlei Art aufweist. Bei einem Ratsverwandten oder Bürgermeister, der's höher greifen konnte, waren auch hundert Hochzeitsgäste nicht allzuviel und ein entsprechendes reiches Mahl kein übermäßiges."

In der Gegenwart zeichnet sich der bürgerliche Hochzeitsschmaus mehr durch Fülle als Mannigfaltigkeit aus, vor allen Dingen dürfen in einzelnen Gegenden gewisse Spezialitäten uralter Herkunft auf der Hochzeitstafel nicht fehlen. So besteht beispielsweise in Oberbayern die traditionelle dicke Gerstensuppe, mit der das gewaltige Essen gegen Abend beschlossen wird, ebenso noch in Ehren, wie im Isarwinkel der ehrwürdige, in Milch gekochte Hirsebrei, der sogenannte Brein, ehemals selbst auf fürstlichen Tafeln das echte Hochzeitsgericht, sich noch in Ansehen erhalten hat.

In den Eßpausen tritt der Tanz in seine Rechte, der sich gleich den übrigen Hochzeitssitten in den überlieferten Formen vollzieht und vielerorts sehr charakteristische und lebendige Bilder aufweist. Der erste Tanz während der Mahlzeit, der Ehrtanz, gebührt der Braut, die denselben mit dem Ehrvater oder dem Hochzeitslader eröffnet, er wird oft in komischer Weise durch Musik

unterbrochen, die nicht eher im taktmäßigen Spiel fortfährt, bis sie seitens der Braut „Salbe" d. h. ein angemessenes Trinkgeld erhalten hat. Im Gebiet von Tegernsee gelangt beim Auftragen des Krauts der Krauttanz zur Aufführung, während dessen die Braut gestohlen wird. Dieses Brautstehlen ist ziemlich allgemein verbreitet, und zu den zahlreichen Verbindlichkeiten, denen der Bräutigam mit seinem Beutel nachzukommen hat, gehört dann auch, daß er die Braut mit einem entsprechenden Betrage wieder einzulösen verpflichtet ist. An manchen Orten wird an Stelle der Hochzeiterin nur einer ihrer Schuhe gestohlen und unter den Anwesenden versteigert, ein Intermezzo, das meist viele Heiterkeit zu erzeugen pflegt.

In einigen Gegenden Bayerns steht der sogenannte Gunkeltanz, einer der schönsten in der großen Zahl der Hochzeitsreigen in hohem Ansehen. Wenn er ausgeführt werden soll, ziehen sämtliche Gäste, die Musik an der Spitze, gegen die Mitte des Mahls vor dem Braten nach dem Hochzeitshause und dort auf die Tenne oder den Vorplatz. Eine der Kranzljungfrauen bringt die buntgeschmückte „Gunkel" und hebt sie hoch. Andere Mädchen fassen nun die Enden der Bänder und unter diesem ausgespannten Bandgitter durch tanzt hinter dem Brautpaar die ganze Hochzeitsgesellschaft, worauf die Gunkel in festlichem Zuge ins Wirtshaus gebracht und dort an der Seite der Braut aufgestellt wird.

Beliebt sind die Freitänze, die in der Regel zu Ehren eines ankommenden angesehenen Gastes veranstaltet werden. Seltsamen Tanzsitten kann man auf oberschwäbischen Hochzeiten begegnen. Ist man auf dem Tanzboden angekommen, so bilden die Festteilnehmer einen Kreis und entblößen die Häupter. Hinter der Hochzeiterin nehmen die Hauxetknechte Aufstellung, und der Hauxetläder beginnt seinen Spruch. Sobald er mit „Amen" beendigt worden ist, tut der „große" Hauxetknecht einen „Juchzer", während der kleine ein Pistol abschießt. Dann tanzt ersterer mit der Braut einen Schleifer und drei Hopser, wobei er seinen entblößten Degen in der Hand behält. Ist die Tour zu Ende, so gibt er der Braut einen Handschlag, sie aber zieht aus der Tasche ein Nastuch, welches sie ihrem Tänzer überreicht. Alsdann wird der Tanz von den übrigen fortgesetzt.

Ein eigentümlicher wilder Reigen ist der uralte Pape von Istrup wie man ihn in Westfalen kennt, bei welchem die Braut, wenn sie eine echte „Flüggebraut" ist, mit Kranz und fliegenden

Haaren, also als eine Art Mänade erscheint. Die Paare fassen sich dabei mit den Enden eines Tuches an und zwar so, daß sie eine Reihe bilden, alsdann tanzen sie zuerst das Feuer aus, hierauf gehts durch Stuben, Kammern, Ställe und Gärten und zuletzt im ganzen Dorfe herum. Voraus Musikanten und Koch, hinterher ein ein Aufwärter mit einem zusammengedrehten Tuch „Klumpsack" genannt. Dieser treibt die langsamen Tänzer durch Prügel an, befiehlt ihnen, wo sie tanzen sollen, weist ihnen oft die beschwerlichsten Wege an, ohne daß sie sich seinen Anordnungen widersetzen dürfen. Ist alles bis zum Hinfallen müde, dann ist die Hochzeit zu Ende, und es erfolgt der allgemeine Aufbruch. — Einen andern sehr charakteristischen Tanz, der ehemals selten bei einer westfälischen Bauernhochzeit fehlte, nannte man den Siebensprung.

Im Hessischen kennt man die eigentümliche Zeremonie des Brautauskleidens, vielmehr Umkleidens, die nach dem Schenken, der Überreichung der Gaben an das junge Paar, vor sich geht. Dieser seltsame Akt wird von Gesang begleitet, die Musik gibt die Melodie an und die ganze Versammlung stimmt in das Lied ein:

Braut tu die Brauthaub aus
Und sei die Frau in deinem Haus.
Feigenbaum, grüner Klee
Heut eine Jungfer und nimmermeh!

XVII. Totenbräuche.

Dem Andenken der Toten läuten einmal im Jahre die Glocken, bei ihrem Klange zögert der Schritt der Zeit, dem man ja so freigebig die Vernichtung alter Anschauungen zuschreibt, um in den Gestalten lieber Verstorbenen die Vergangenheit dem einzelnen wieder aufleben zu lassen. Arm und reich wandert auf die Friedhöfe, um in der Unrast des Schaffens eine stille Zwiesprache mit den Abgeschiedenen zu pflegen wie in alten Tagen, da der Schmerz und die Freude noch laut in die Öffentlichkeit hineindrang. Sind wir auch mit unseren Gefühlen stiller, mit ihren Äußerungen sparsamer geworden, in den Vorstellungen von Tod und Sterben jedoch bricht häufig noch ein Stück uralter Vergangenheit durch, die das tiefe Seelenleben des Volkes bloßlegen, so lauten die schönen und treffenden Worte, mit denen Rob. Mielke einen die Totenbräuche in der Mark behandelnden Artikel einleitet.

In der Tat, die Majestät des Todes, das Düstere und Geheimnisvolle, welches das Ausscheiden des einzelnen aus der Reihe der Lebenden umgibt, verbunden mit der uralten Lehre von dem Weiterleben jenseits des Grabes, hat die Gefühle der Menschen stets mächtig bewegt, und das umständliche und vielgestaltige Totenzeremoniell, das sich fast bei allen Kulturvölkern vorfindet, kann als Ausdruck dieser starken und echten Empfindungen gelten.

Bei den Totenbräuchen, wie wir sie gegenwärtig noch bei uns in Deutschland kennen, treten uns zwei Seiten ganz besonders wahrnehmbar entgegen: Die Scheu vor dem Toten als einem, dem rätselvollen und dunkeln Jenseits angehörenden Wesen und die Liebe, die dem Verstorbenen seitens seiner Angehörigen entgegengebracht wird. Erstere erzeugte eine Unmenge von abergläubischen Vorstellungen und oft ans Groteske streifenden Zeremonien, in denen namentlich das Mittelalter sich hervortat; letztere dokumentiert sich in der Ausschmückung, der feierlichen Bestattung des Dahingeschiedenen und den äußeren Zeichen, die seinem Andenken gewidmet sind.

Noch jetzt ist es auf dem Lande ein weitverbreiteter Glaube, daß sich der Tod durch gewisse Kundgebungen „ansagt", dazu rechnet man das Krächzen einzelner Vögel, so namentlich des Käuzchens, der Eule und des Uhus, das Bohren des Holzwurms, das plötzliche Herabfallen von Gegenständen, das Stehenbleiben der Uhr, das Knarren der Schränke usw. In Westfalen sind die bereits von der Annette Droste-Hülshoff erwähnten sogenannten „Spökenkicker" zu einem gewissen berechtigten Ansehen gelangt, Leute die, wie man sagt, die Gabe des zweiten Gesichts besitzen, derzufolge sie imstande sind, den Tod anderer vorauszusehen.

Nach dem Verscheiden öffnet man die Fenster, damit die als Vogel gedachte Seele ungehindert entfliehen kann. Im bösen Sinne stellt man sich die Seele wohl auch als Maus vor, die unruhig im Hause umherirrt. Die Stühle und Spiegel werden verhängt, die Uhr läßt man stille stehen, das Wasser im Hause wird verschüttet. Wenn das Anhalten der Uhr wohl als die Ruhe gedeutet werden kann, die der Tod befiehlt, so sorgt man in Steiermark im Gegenteil dafür, daß der Stundenzeiger während des Verscheidens in Tätigkeit bleibt, damit die Seele sich leichter aufwärts schwingen könne. Auch wird dort ein Faden über den Leichnam gespannt, weil dadurch das Stehlen desselben verhindert wird. Im thüringischen Hessen ist es beim Tode des Hausherrn Brauch, die Eckſäulen des Hauses durch Hammerschläge zu erschüttern, um das Eindringen des

Wurmes zu verhindern. Fast allenthalben auf dem Lande herrscht die Sitte, das Hinscheiden des Hausherrn auch den Tieren anzusagen, gleichsam als sollten dieselben mit zur Trauer über den Verlust aufgefordert werden.

Im Spreewald wird der Tote bis zur Ankunft des Sarges auf ein langes Brett gelegt, auch gibt man ihm Kamm, Seife und Waschlappen mit in den Sarg, während man in andern Gegenden als Beigaben diejenigen kleinen Gegenstände wählt, die dem Verstorbenen im Leben besonders lieb waren, wobei man selbst Kartenspiele nicht verschmäht.

Dem Toten einen Zehrpfennig auf seine lange Reise mitzugeben, ist uralte Sitte, vielfach wird ihm derselbe unter die Zunge gelegt. Die in den gebildeten Kreisen Pommerns herrschende schöne Gepflogenheit, dem Gatten die Briefe in den Sarg zu legen, welche seine Frau als Braut ihm geschrieben, findet in der Mark ihr Gegenstück in dem Myrthenkranz und anderem Schmuck der Brautzeit, den die Gattin mit in die Gruft nimmt. Ein altes Gebot ist es, den Verstorbenen mit dem Fußende des Sarges zuerst aus dem Hause zu tragen, damit er nicht zurückkehre. Auch die Meinung, daß das Berühren eines Toten gewisse Krankheiten, insbesondere Trunksucht zu heilen imstande wäre, ist eine vielverbreitete; um etwas von den Stoffen zu erlangen, mit denen der Tote umhüllt war, scheute man, und dies selbst in neuerer Zeit sogar, vor Einbrüchen nicht zurück. Bei den Wenden hinterläßt die Leiche keine Furcht, kein Grauen, wenn man sie dreimal an der Nase oder an der großen Zehe zupft. In Vorarlberg dürfen weder am Sarge eiserne Nägel, noch am Gewande des Toten metallene Knöpfe, Haften u. dergl. sich befinden, sie könnten durch heftiges Brennen die Leiden des Verblichenen im Fegfeuer mehren. In Niederhessen und anderen Gegenden wird sorgfältig darauf gesehen, daß die Wäsche des Verstorbenen kein Namenszeichen desselben enthält, da sonst die ganze Familie aussterben könnte. Ein aus alter Zeit vererbter, fast allgemein verbreiteter Glaube ist der, daß der Tote andere nach sich zieht, weshalb man alles, was er etwa fassen könnte, wie Tücher, Bänder, Schnüre u. dergl. sorgfältig von seinen Lippen entfernt. — Auf den Leichnam dürfen keine Tränen fallen, sonst raubt man ihm die Ruhe des Grabes.

Ganz eigenartig gestaltet sich ein Begräbnis im Spreewald, besonders in Leipe und Lehde. Nach dem von den Schulkindern ausgeführten Gesang und der vom Lehrer gehaltenen Abdankung, der Vorlesung des Lebenslaufes des Verstorbenen, wird der Sarg in

den Kahn getragen. Die Fahrzeuge beim Leichenzuge sind folgendermaßen besetzt: den ersten Kahn nimmt der Lehrer nebst zwei Fährleuten ein, den zweiten der Sarg gleichfalls mit zwei Ruderern, im dritten befinden sich die nächsten Anverwandten, hierauf folgen die übrigen Kähne. Lautlos und feierlich bewegt sich der Zug auf der Wasserbahn bis nach Lübbenau zum Friedhof, denn im innern Spreewald findet sich keine Ruhestätte für die Toten.

In einigen Gegenden Hessens wird der Sarg auf der Straße vor dem Hause aufgebahrt, im Kinzigtale dagegen legt man den Toten angezogen auf die Ofenbank. Rosmarinzweige sind als Schmuck für die Leiche wie auch der Sargträger seit alters her fast überall sehr beliebt, in Thüringen gibt man dem Toten zudem eine Zitrone in die Hand, wie denn überhaupt diese Frucht bei Begängnissen schon seit Jahrhunderten eine gewisse Rolle spielt, indem auch Geistliche, Lehrer und sonstige Standespersonen damit beschenkt zu werden pflegen.

Im Niederhessischen werden in dem Augenblicke, in welchem der Sarg von den Trägern aufgehoben wird und der Trauerzug den Hof verläßt, die vier Zipfel des weißen Tischtuches in der Wohnstube schnell emporgehoben und auf den Tisch gelegt, um eindringenden Krankheiten das Einnisten zu wehren. Unter den aufgebahrten Sarg stellt man das Gefäß, aus welchem der Tote gewaschen wurde, geht die Trauerversammlung mit dem Sarge fort, dann zerschlägt die Totenfrau jenes Gefäß mit lautem Schalle, und die Haustür wird alsdann kräftig ins Schloß geworfen. Da wo der Sarg gestanden, wird kreuzweise Wasser hingeschüttet, gewissermaßen um die Stelle zu weihen.

In Westfalen wird am Morgen des Begräbnisses der Sarg vor dem Herde auf Stühle gestellt und ein brennendes Licht dahinter an den Rahmen oder Rauchfang gehängt. Während dieser Zeit findet eine Bewirtung der ankommenden Verwandten und Nachbarn statt. Ist es zum Abfahren Zeit, so nimmt ein Nachbar die Feuerzange oder sonst ein Gerät und klopft damit an den Rauchfang, wobei er fragt: „Ist jemand da, der ihn (sie) noch einmal sehen will?“ Dann wird der Deckel aufgelegt, der Sarg auf den Leiterwagen gehoben und der Kondukt setzt sich in Bewegung.

In Steiermark geht vor oder hinter dem Leichenzuge ein Weib mit einer Laterne in der Hand, gewöhnlich dasselbe, welches den Verstorbenen gewaschen und ihm das Sterbehemd angezogen. Vor der Tür des Zimmers, worin das „Bestattungsmahl“ abgehalten wird, steht ein Waschbecken mit Handtuch, damit jeder Geladene sich von dem Grolle, den er möglicherweise gegen den oder die Verstorbene gehegt, durch Abwaschen befreien kann.

In bezug auf Trauerpomp und Bestattungszeremoniell stand das Mittelalter unserer Zeit weit voran, ja bei bürgerlichen Begräbnissen herrschte vielfach eine solch außerordentliche Prunkentfaltung, daß zahlreiche Städte sich genötigt sahen, durch bestimmte Verordnungen dieselbe auf ein gewisses allgemeines Maß zu beschränken. So heißt es beispielsweise in einer Nürnberger Verordnung aus dem Jahre 1619 u. a.: „So viel die einbindung deß doten Pfennings betrifft | will ein Ehrenvester Rath solchen überfluß auch gentzlichen abgeschafft haben | vnd soll auch hinfüro die doten Kleidung über zween gulden nicht werth | deßgleichen die Gevatterschenck aufs höchste über zween oder drey gulden nicht antreffen | bey straff fünff gulden | doch minder vnd weniger zu schenken | soll einem jeden Gevattern nach seinem Vermögen frey vnd bevorstehen.

Endtlichen vnd für das dritte | So viel die Leichenbegängnüssen anbelangt | weiln bishero bey denselben auch allerley vnordnungen fürgangen vnd eingerissen | als will ein Ehrenvester Rath hiermit drey gewisser stundt deß Tags benennt haben | alß vor Mittag umb neun | zu Mittag umb zwölf | vnd nach Mittag umb zwey vhr | darnach sich diejenigen | mit Begrabung ihrer Todten | vnd die so zu dergleichen Begräbnüssen beruffen werden | zu richten haben. Insonderheit aber sollen hiemit alle Vorthel vnd dasjenige Geld | so man hiebevon bey den Leichen zu vertrinken geben hat | gantz vnd gar abgestellt vnd abgeschafft sein | bey straff drey gulden."

Sowohl die Sitte der Totenwache wie auch der Leichenschmäuse hat sich bis auf unsere Tage erhalten; beide gehen bis auf die heidnische Vorzeit zurück. Bereits im frühen Mittelalter arteten die Leichengastmähler in förmliche Gelage aus, zu denen nicht selten Gaukler und Spaßmacher hinzugezogen wurden. Schon das Provinzial-Konzil zu Trier im Jahre 1310 erkannte, daß hier einer schlimmen Unsitte zu steuern war und erließ ein diesbezügliches strenges Verbot, in dem sogar im Falle der Zuwiderhandlung mit Exkommunikation gedroht wurde. Solche Verbote erwiesen sich einem tiefeingewurzelten Brauche gegenüber meist als machtlos, und selbst heute noch glauben sich reiche Bauern in ihrem Range und Ansehen etwas zu vergeben, wenn sie nicht beim Absterben eines wichtigen Familienmitgliedes durch ein opulentes Leichenessen ihre Solvenz den zahlreichen Eingeladenen gegenüber nachdrücklich an den Tag legen. Sogar die Totenwache bietet vielerorts Gelegenheit zu einem reichlichen Traktament, mit dem oft eine Spielbelustigung Hand in Hand geht.

Wir schließen unsere kurze Übersicht über die deutschen Totenbräuche mit einem Blick auf Niederösterreich, wo der letzte Akt im

menschlichen Dasein zur Entwicklung besonders merkwürdiger Sitten geführt hat. Dem Toten werden hier Kupfermünzen auf die Augen gelegt, damit diese geschlossen bleiben, und nach dem Gebrauche werden sie verschenkt. Das Bettstroh wird auf dem nächsten Felde oder auf offenem Wege verbrannt, dabei knien die Hausleute und Nachbarn um das Feuer herum und sprechen für den Dahingeschiedenen ein stilles Gebet. Nach dem Frühstück, das dem Begräbnis voraufgeht und oft sehr reichlich ausfällt, werden von der ganzen, vom „Konduktansager" eingeladenen Trauerversammlung fünf Vaterunser gebetet, worauf die schwarzumflorten Träger den Leichnam im offenen Sarge in das Vorhaus tragen. Nun folgt die fast in ganz Niederösterreich in gleicher Weise übliche echt volkstümliche und tiefergreifende Zeremonie des Abbittens oder Urlaubnehmens des Toten. Der Vorbeter oder aber der Ortstischler, welcher den Sarg verfertigt, stellt sich neben denselben hin und hält im Namen des Heimgegangenen, wenn dieser der Familienvater ist, folgende Ansprache: „Gelobt sei Jesus Christus! Hiazt pfiat eng Alle Gott bei eander, muaß eng heunt verlass'n. Bin oft in die Kirch'n nach N. ganga und wieder hoam kemma, aber heunt kimm i neamer z'ruck. So pfiat di Gott, mein liabes Wei! I dank da für alle Geduld, döst mit mir g'hat hast. Verzeih ma, wann i di kränkt han. Kinder, pfiat eng aa Gott! Thuats der Muader schön folg'n, vergeßts auf unsern Herrgott nit und werd's brave Leut! Nachbarn Gödn und Freund! Thua eng aa tausendmal pfiat'n und bitt eng um Gotteswill'n schön, that's ma nix verübeln und verzeihts ma, wann i eng beleidigt han. Weib, Kinder und ös alle meine guat'n liab'n Freund thuats auf mi nit ganz vergess'n, thuats für mi bet'n, bis ma uns im Himmel wiedersehn!" . Alsdann nehmen Frau und Kinder, hierauf Freunde, Verwandte und Nachbarn Abschied von dem Verstorbenen, und manch inniges und liebendes Wort wird dabei am offenen Sarge gesprochen. Ist dieser nun geschlossen und vernagelt, so nehmen ihn die Träger in Empfang und schwenken ihn über der Türschwelle, diese leicht berührend, dreimal in Kreuzesform und sprechen dabei jedesmal: „Gelobt sei Jesus Christus." Alle antworten: „In Ewigkeit Amen." Damit hat die Zeremonie im Hause ihr Ende gefunden, und der Leichenzug setzt sich nach dem Gottesacker in Bewegung.

Register.

Aachener Printen 44.
Advent 5.
Agricola, Georg 48. [33.
Allermannsherrnkraut
Armbrust 53. 54.
Armenspeisung am Gründonnerstag 11.
Baumumreiten 16.
Begraben der Kirmes 50.
Berchta 21.
Bergbier 86.
Bergparade 86.
Bergreien 83.
Bet Teßle 43.
Bleigießen 45.
Bornfest in Frankenhausen 78.
Böken 80.
Böttchertanz in Frankfurt 26.
Botenbrot 91.
Brautauskleiden 111.
„ fangen 108.
„ gürtel 103.
„ haube 100.
„ kammer 100.
„ kauf 100.
„ lauf 99.
„ schatz 100.
„ schleier 100.
„ zug 104.
Brotgesinde 91.
Brunnenschmückung 37.
Bunter Junge 15.
Büscheltanz 66.
Buttervogel 97.
Butzemann 80.
Carmina burana 4.
Cannstätter Fest 73.
Christbaum 8.
„ puppe 3.
„ schau 7.
„ stollen 9.
Christigeburtspiel 4.
Dies natalis invicti 1.
Dreikönigspiel 5. [73.
Dresdener Vogelwiese
Eierklauben 13.
„ lage 13.
„ lesen 13.
„ spiele 13.
Fastenspeisen 11.
Faschingsbackwerke 27.
Fastnachtsspiele 22—27.
Feuersprung 35.
Fischerstechen in Ulm 68.
— in Leipzig 70.
Flurweihe 17.
Frau Holle 21.
Freischießen 59.
Frühlingseinzug 28.
Frühlingsspiele 29.
Fußwaschung 11.
Gänsereißen 68. [49.
Geiler von Kaisersberg
Gelbe Frau 102.
Germanische Wintersonnenwendfeier 2.
Geschenkeier 12.
Gevatterbitten 97.
Gevatterbrief 97.
Glücksblume 33.
Göttelbrief 98.
Gründonnerstag 10.
Hahnenschlagen 14. 38.
Hallorendeputation 47.
Halsen 47.
Hammelreiten 50.
Handgeld 10.
Handschlaghalten 101.
Hansmuff 41.
Hans Trapp 6.
Hans von Tratten 6.
Hausinschriften 93. 94.
Hausmarken 90.
Hauzetjungfern 103.
Hennenklemmer 102.
Heiliges Grab 11.
Herdgenossenschaft 88.
Hillig 101.
Hingabet 101.
Hirsenmontag 26.
Hirtenlieder 6.
Hochzeitsbitter 102.
Hochzeitstänze 110. 111.
Hôgetidi 99.
Holfener 34.
Hormtjungfern 103.
Höfenfeuer 39.
Hundewehrer 102.
Huzelbrod 9.
Januarkalendenfeier 2
Johannisbad 36.
„ essen 37.
„ krone 37.
„ nacht 34.
Julfest 1.
Kammerwagen 103.
Käbelesbrot 19.
Kälbaweil 19.
Karfreitagsbräuche 11.
Karsonntag 11.
Kindelwiegen 3. [32.
Kinderfest in Wolfshagen
Kindszeche 98.
Kirbä 50.
Kirda 50.
Kirmeskrone 51.
Kläsehölzle 43.
Klasmander 44.
Klaubauf 41.
Klausengehen 43.
Klausenmännle 44.
Klausenweible 44.
Knappentanz 83.
Knecht Ruprecht 6. 41.
Kölner Schützenbrief 54.
Königsschießen 55.
Königsspiel 57.
Krampus 4.
Kranzlherr 102.
Kranzljungfern 103.
Kranzrede 89.
Kranzstechen 17.
Krippenbilder 2.

Lahntgenrufen 31.
Lattichkönig 16.
Laubmännchen 15.
Leonhardskirchen 75.
Licht der Welt 1.
Lichterspenden 19.
Lichtmeß 18.
„ bälle 20.
„ sammler 20.
Ludus scenicus de nativitate Domini 4.

Mädchenversteigerungen 30.
Mahlschatz 101.
Maibaum 32.
Maifeldfeier 30.
Maifrau 30.
Mailehn 30.
Mannstechen 18.
Mareielis 80.
Mariä Reinigung 18.
Martinsfeier 40.
„ gans 39.
„ mann 39.
„ trank 39.
Mausöhrle 33.
Meistersänger 4.
Metzgersprung in München 65. 66.
Morgensuppe 104.
Mundschatz 101.
Münchener Oktoberfest 72.

Naumburger Kirschenfest 73.
Neujahrbesuche 46.
„ gewinnen 47.
„ sprüche 46. 47.
Nickelmänner 44.
Niglo 6.
Nikolausbescherung 42.
Nikolauswecken 42.

Oberberghauptmann 87.
Oberuferer Spiel 4.
Ostara 9. 12.
Ostern 9.
Osterhase 12.
„ fladen 14.
„ feuer 11.
Osterflecke 14.
„ gaben 11.
„ lachen 9.
„ ritt 12.
„ wecken 11.

Palmenweihe 10.
Palmenfest in Rippoldsau 10.
Palmsonntag 10.
Papageienschießen 56.
Paradiese 44.
Paradiesspiel 4.
Pelzmarten 41.
Pelznickel 41.
Perchtenlaufen 26.
Petrarka 36.
Pfingsten 14.
Pfingstbutz 16.
„ kuh 15.
„ bummel 16.
„ maien 15.
„ morsch 16.
„ ochse 15.
„ pfitterei 14.
„ quak 16.
„ ritt 17.
Pflaumentoffel 44.
Platzbuben 108.
Plunderwagen 103.
Popperoder Brunnenfest 76. 77.
Pommwitzeltanz 3.
Praugerinnen 103.

Radrollen 35.
Reihjungen 30.
Richtfest 89.
Ringstechen 17.
Risus paschalis 9.
Rosenmontagszüge 26.
Rumpanz 41.
Rumpel-Metten 10.

Santeklas 41.
Santiklaus 41.
Saturnalien 8. 20.
Schäfflertanz 25.
Schimmelmerten 40.
Schlüssellauf 108.
Schneckostern 14.
Schönbartlaufen 24.
Schrießete 101.
Schützenfest in Ahrweiler 60.
Schützenkleinode 58.
„ könig 57.
„ lade 57.
„ ordnungen 58.
Schwörtag in Ulm 67.
Sebastiannsbrüderschaften 53.
Sommerkönig 28.
Sonnwendfeuer 34.
Spökenkicker 112.
Sternsinger 5.
Striezel 9.
Sylvesterschlagen 45.

Tattermann 36.
Taubenschießen 55.
Taufgang 97.
Taufpaten 93.
Taufschmaus 98.
Todaustragen 28.
Tölzer Leonhardifahrt 76.
Torgauer Auszug 74.
Treugeld 101.
Truhenwagen 76.

Usterreiter 12.

Vaterunserhölzle 43.
Veilchenfest in Wien 32.

Walpurgisnacht 30
Walther von der Vogelweide 19. 95.
Wasserweihe 94.
Weihnachten 1—9.
Weihnachtsgeschenke 8.
„ dramen 4.
„ spiele 4.
„ umgänge 5.
Winterfestbräuche 2.
„ könig 28.
„ sonnenwende 1.
„ verbrennung 27.

Zunftmeister 63.
Zunftlade 63.
Zunftstuben 64.

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Gesammelt von Dr. O. Dähnhardt.

Zweite, verbesserte Auflage. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. Gebunden *M.* 2.40.

Das Buch vereinigt Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen. Man könnte sie naturforschende Märchen nennen. Freilich ist diese Naturforschung ganz wundersamer Art. Sie stammt nicht aus dem denkenden Kopfe, sondern aus dem empfindenden Herzen. Denn die Natur ist eng mit dem Gemütsleben des Volkes verwachsen. Seine Kenntnis von der Natur beruht allein auf der Liebe zu ihr und reicht nur gerade so weit, wie diese reicht. Ganz ebenso beruht die märchenhafte Naturdeutung auf liebevoller Betrachtung der Natur. Der Mann, dem auch das kleinste Kräutlein oder Tierlein als vollwichtiger Teil der großen Gottesschöpfung gilt, nimmt seine Umgebung nicht als etwas Gegebenes gedankenlos hin. Sie ist ihm des Nachsinnens wert, und er macht einen kleinen Schritt von der Betrachtung zur Erklärung. Nun kann und will aber das gewöhnliche Denken keine wahren, wissenschaftlichen Gründe für natürliche Erscheinungen ertifteln. Viel leichter ist eine märchenhafte Ursache gefunden, sie reizt den Künstlergeist, der im Volke schlummert. Und so entsteht das naturgeschichtliche Märchen. In ihm vereinigt sich sinnige Beobachtung, dichterisches Fühlen und obendrein, und nicht zum wenigsten, herzlicher, echter Humor.

„... In den alten Zeiten hatte nicht nur jeder Klang noch Sinn und Bedeutung, auch jede Eigentümlichkeit im Bau und Leben der Tiere und Pflanzen war Gegenstand gemütlichen Betrachtens und Beobachtens seitens des Volkes. Das drückt sich in unzähligen Volksnamen für Tiere, Pflanzen und Naturerscheinungen aus, und ebenso knüpfen sich an diese viele ausdeutende Märchen, die voller naiver Poesie sind. Dähnhardt hat diesen Schatz volkskundlicher Forschung gehoben und der deutschen Kinderwelt einen duftenden Märchenstrauß sinniger Naturbetrachtung überreicht. Die Sprache ist echt volkstümlich, so, wie sie dem Volke selbst abgelauscht ist. Schwindrazheim, einer unserer besten für das Volkstum wirkenden und mit ihm vertrauten Künstler, gab dem Buche durch anheimelnde Schwarz-Weißzeichnungen einen trefflichen Schmuck." (Sächsische Schulzeitung.)

Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns.

Vierte Auflage. In Leinwand geb. *M.* 3.—

Seinem Titel entsprechend bietet das Buch zunächst die Erklärung unserer Pflanzennamen, und zwar nicht nur der in den Lehrbüchern angegebenen, sondern auch der im Volke bräuchlichen Benennungen, die in großer Fülle von allen Seiten zusammengetragen sind, behandelt sodann in eingehender Weise die Stellung der Pflanzen in unserer Mythologie und in dem für die spätere christliche Zeit daraus sich ergebenden Aberglauben, wie er noch heute allenthalben in Blüte ist. Auch auf die mit diesem Aberglauben eng zusammenhängende Volksmedizin ist in ausgiebiger Weise Rücksicht genommen und dabei, wo irgend tunlich, das „Kräuterbuch" des Mittelalters in seiner Sprache und Schreibart herangezogen. Zieht man ferner in Betracht, daß in dem Buche, wo irgend Gelegenheit sich bot, auch Pflanzensymbolik und vor allem die Bedeutung der Pflanze in unserer (und zum Teil auch in der fremdländischen) Dichtung zur Behandlung gebracht wird, so darf man mit Recht erstaunt sein, eine solche Fülle des Gebotenen auf verhaltnismäßig geringer Seitenzahl (192) zusammengedrängt zu sehen. Übrigens dürfte die so schnell aufeinander gefolgte Zahl seiner Auflagen Beweis genug für den Wert des Buches, für seine Brauchbarkeit in der Hand des Schülers, des Lehrers, jedes Naturfreundes sein.

„Für die Trefflichkeit des Buches spricht schon die dreimalige Auflage innerhalb 7 Jahren. Und in der Tat! der Inhalt ist geeignet, nicht nur den Botaniker vom Fach und den Volksforscher lebhaft zu interessieren, sondern wir möchten das Buch auch jedem Lehrer der Naturkunde in die Hand geben; denn mit seiner Hilfe hört der Botanikunterricht auf, ein nüchterner, lebloser zu sein; jede Pflanze gewinnt für den Schüler Bedeutung und Leben, sobald er erfährt, wie ihr Name entstanden, was für Sagen, Anekdoten und abergläubische Vorstellungen sich daran knüpfen." (Schweizer Archiv für Volkskunde.)

„Verfasser eröffnet uns sinnige Blicke in die Mythologie und den Aberglauben, in die Volksheilkunde und Kulturgeschichte. Der mit tiefem Verständnis geschriebenen Arbeit ist die weiteste Verbreitung zu wünschen." (Die Deutsche Schule.)

*

Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt herausgegeben von Oskar Dähnhardt.

Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. In farbigem Einband *M.* 3.—

Ein loser Schalk treibt in diesem Buche sein Wesen, ein Spaßvogel, begabt mit sprudelnder Laune und pfiffigem Sinn, ein Meister der Schnurrpfeiferei, der unter der Schellenkappe eine Welt voll Unsinn und Unfug birgt, der aber auch gesunde Lebensweisheit und Erfahrung, derbe Wahrheit und ehrlichen Rat in die verkehrte Welt hineinzulegen weiß. Dieser Schalk ist der Volkshumor. Seine harmlose Necklust reibt sich an Menschen und Dingen, wo immer sie ihm begegnen. Nichts ist ihm heilig, und bisweilen, wenn er den Unverstand des Lebens in voller Lächerlichkeit spiegelt, steigert sich sein Übermut zu dreistem Spott. So mutwillig er ist, so kurzweilig. Darum sind auch die Volksschwänke und Schwankmärchen — beide stehen einander sehr nahe — zahlreich in aller Welt verbreitet und sind wie vor alters, so noch heute imstande, ein urkräftiges Behagen an schelmischer Unterhaltung zu erwecken. Sie verdienen es daher, in einer Auswahl, die für Jugend und Volk geeignet ist, neu herausgegeben zu werden. Die vorliegende Sammlung wird vielen erwünscht sein und um so willkommener, als sie es vermeidet, allbekannte Stoffe wie Eulenspiegeleien, Schildbürgerstreiche, Grimmsche Schwankmärchen zu wiederholen. Das Buch bietet nur solche Stoffe, die einem größeren Leserkreise fernliegen. Manches erscheint zum erstenmal in deutscher Übersetzung, mehrere Schwänke, die erst jüngst aus dem Volksmund gesammelt wurden, sind bisher noch nirgends veröffentlicht worden. Das Ganze ist eine gesunde Kost nicht nur für die reifere Jugend, sondern auch für alle, die an herzhafter, naiver Komik Gefallen finden. Die vom Geiste des Volkshumors beseelten Zeichnungen von Alois Kolb erhöhen den Wert des Buches und empfehlen es einer freundlichen Aufnahme im deutschen Hause.

Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Von Prof. Dr. Vogt.

Band I von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen, Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Friedrich Vogt. Mit Buchschmuck von Professor M. Wislicenus. Geh. *M.* 5.20, in Leinwand geb. *M.* 6.—

„. . . Der Band ist ein Meisterstück kritischer und literarhistorischer Forschung. Eine schwer übersehbare Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, in eine Menge von Abarten, Mischungen und Bruchstücken zersplittert, ist durch die geschulte Hand eines hervorragenden Germanisten auf verhältnismäßig wenige Grundformen zurückgeführt, in sorgfältiger Textbearbeitung vorgelegt und zu einem fesselnden Bilde des schlesischen Volksspiels ausgenutzt. Es ist dem Verfasser vorzüglich gelungen, des spröden Stoffes Herr zu werden. Man folgt ihm gern auf den verschlungenen Pfaden dieser immer sich erneuernden und immer vom alten abhängigen Wildlingspoesie. Es scheint mir bewundernswert, wie Vogt es verstanden hat, den überreichen Stoff, wie er ihm vorlag, aufzuarbeiten, ohne über verwirrenden Einzelheiten den leitenden Faden aus der Hand zu geben." (Literarisches Zentralblatt.)

Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler.

Band II von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen, Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Friedr. Vogt. 2 Bände. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus und Ellen Siebs. Geh. je *M.* 5.20, in Leinwand geb. *M.* 6.—

Das Buch ist der erste Versuch einer zusammenfassenden Behandlung schlesischen Volksglaubens und Volksbrauches, das Ergebnis langjähriger Sammelarbeit. . . . In Schlesien ist zu rechter Zeit durch das rechte Wort noch mancher Schatz zu heben, denn wenn irgendwo hängt hier das Volk an seiner lieben Heimat und dem, was es von seinen Vätern ererbt hat. Erhalten wir durch getreue Aufzeichnung, was bald für immer vergessen ist, überliefern wir der Nachwelt, was unsere Vorfahren in guten wie in bösen Tagen gehegt und gepflegt haben. Viel Spreu läßt der Lufthauch besonnener Beurteilung in alle Winde zerstieben, aber auch manches gehaltvolle Korn bleibt auf der Tenne zurück. Nur wenn viele zusammenwirken, in Liebe zu unserem engeren Vaterlande, wird der Erfolg nicht fehlen.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Von Dr. Oskar Dähnhardt.

Auf der Thomasschule gesammelt
Heft I. Geheftet *M.* 1.—.
Heft II. Geheftet *M.* 1.60.
In einem Bande geheftet *M.* 2.60.

Das Büchlein wird allen, die für unser deutsches Volkstum Sinn und Verständnis haben, große Freude machen und wird vielen — Alten wie Jungen — Anregung geben, das Wirken und Weben der Volksseele in Sitte und Brauch, in Lied und Spruch zu beobachten.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet 1 Mark.

in Bändchen von 120–180 Seiten. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden Mk. 1.25.

Verzeichnis nach Stichworten.

Aberglaube s. Heilwissenschaft.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Hesse. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text. (Nr. 39.)
Die Darstellung der großen Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abstammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötigt uns zur Annahme der Abstammungslehre?" und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abstammungslehre fordert?" oder: „wie wird die Abstammung erklärt?"

Algebra s. Arithmetik.

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 3 Bändchen. (Nr. 103. 104. 145.)
Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozialethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.
Band I. Der Alkohol und das Kind. Von Prof. Dr. Wilhelm Weygandt. Die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus. Von Prof. Martin Hartmann. Der Alkoholismus und der Arbeiterstand. Von Dr. Georg Keferstein. Alkoholismus und Armenpflege. Von Stadtrat Emil Münsterberg.
Band II. Einleitung. Von Prof. Dr. Max Rubner. Alkoholismus und Nervosität. Von Professor Dr. Max Cahr. Alkohol und Geisteskrankheiten. Von Dr. Otto Juliusburger. Alkoholismus und Prostitution. Von Dr. O. Rosenthal. Alkohol und Verkehrswesen. Von Eisenbahndirektor de Terra.
Band III. Alkohol und Seelenleben. Von Prof. Dr. Aschaffenburg. Alkohol und Strafgesetz. Von Oberarzt Dr. Juliusburger. Einrichtungen im Kampf gegen den Alkohol. Von Dr. med. Laquer. Wirkungen des Alkohols auf die inneren Organe. Von Dr. med. Liebe. Alkohol als Nahrungsmittel. Von Dr. med. et phil. R. O. Neumann. Älteste deutsche Mäßigkeitsbewegung. Von Pastor Dr. Stubbe.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Nr. 94.)
Faßt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnestätigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Amerika. Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Professor J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Nr. 127.)
Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen, den Wettbewerb zwischen den Vereinigten Staaten und Europa — Schutzzoll und Reziprozität in den Vereinigten Staaten — Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten — Die amerikanische Trustfrage — Die Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten — Die Bankfrage in den Vereinigten Staaten — Die herrschenden volkswirtschaftlichen Ideen in den Vereinigten Staaten.

Amerika. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. E. Daenell. (Nr. 147.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die zur Zeit die Amerikaner besonders bewegen.

——— s. a. Technische Hochschulen, Schulwesen.

Anatomie. Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. K. v. Bardeleben. In 4 Bänden. (Nr. 201. 202. 203. 204.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbild. im Text. (Nr. 201.)

II. Teil: Skelett, Gelenke, Mechanik. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 202.)

In einer Reihe von (4) Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste, die „allgemeine Anatomie" behandelnde Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie, von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten endlich wird die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane zur Darstellung gebracht.

——— s. a. Heilwissenschaft; Mensch.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. (Nr. 78.)

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

——— s. a. Versicherung.

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. P. Crantz. I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. Mit 9 Figuren im Text. (Nr. 120.)

Will in leicht faßlicher und für das Selbststudium geeigneter Darstellung über die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra unterrichten und behandelt die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, wobei schließlich auch die Logarithmen ausführlich behandelt werden.

——— s. a. Mathematische Spiele.

Ästhetik s. Lebensanschauungen.

Astronomie. Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 110.)

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

——— s. a. Kalender; Mond; Weltall.

Atome s. Moleküle.

Auge. Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abb. im Text. (Nr. 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges sowie die Leistungen des Gesichtssinnes, besonders soweit sie außer dem medizinischen ein allgemein wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse beanspruchen können, und behandelt die Gesundheitspflege (Hygiene) des Auges, besonders Schädigungen, Erkrankungen und Verletzungen des Auges, Kurzsichtigkeit und erhebliche Augenkrankheiten, sowie die künstliche Beleuchtung.

Automobil. Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abb. (Nr. 166.)
Gibt in gedrängter Darstellung und leichtfaßlicher Form einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, so daß sich auch der Nichttechniker mit den Grundprinzipien rasch vertraut machen kann, und behandelt das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen, wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Stundung, Bereifung usw.

Baukunst. Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 8.)
Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

——— s. a. Städtebilder.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln. (Nr. 70.)
Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt und im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung nachgewiesen, während die Bedeutung des Befruchtungsvorganges in einer Mischung der Qualität von zwei Individuen zu sehen ist.

——— s. a. Leben.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text. (Nr. 108.)
Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer. (Nr. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel. Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Nr. 134.)
Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik bekundende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten" Text, einführen, den „ältesten Spuren des Textes" nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften" wie die „ältesten Übersetzungen" geben und in „Theorie und Praxis" zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

——— s. a. Jesus; Religion.

Bildungswesen. Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Professor Dr. Friedrich Paulsen. (Nr. 100.)
Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kultur-

entwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Bildungswesen s. a. Hochschulen; Schulwesen.

Biologie s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Leben; Meeresforschung; Pflanzen; Plankton; Tierleben.

Björnson s. Ibsen.

Botanik. Kolonialbotanik. Von Privatdozent Dr. Friedrich Tobler. Mit 21 Abbildungen im Text. (Nr. 184.)
Schildert zunächst die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen tropischer Landwirtschaft, ihre Einrichtungen und Methoden, um dann die bekanntesten Objekte der Kolonialbotanik, wie Kaffee, Kakao, Tee, Zuckerrohr, Reis, Kautschuk, Guttapercha, Baumwolle, Öl- und Kokospalme einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

——— s. a. Obstbau; Pflanzen; Wald.

Buchgewerbe. Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. (Nr. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. R. Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. G. Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. R. Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent lic. Dr. H. Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. R. Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. H. Waentig.
Die Vorträge sollen zeigen, wie das Buchgewerbe nach allen Seiten mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpft ist, wie in ihm sich besonders eng die ideellen und materiellen Bestrebungen und Grundlagen unseres nationalen Lebens miteinander verbinden. Sie wollen nicht nur bei den Angehörigen dieses seit alters her bevorzugten und geistig hochstehenden Gewerbes neue Freude am Beruf erwecken und erhalten, sondern vor allem auch unter den mit ihm in Berührung kommenden Vertretern gelehrter und anderer Berufe verständnisvolle Freunde für seine Eigenart erwerben helfen. In diesem Sinne werden die wichtigsten großen Kulturgebiete behandelt. Der erste Vortrag, über das Buchgewerbe und die Wissenschaft von Prof. Dr. R. Focke dient zugleich als Einleitung in Geist und Absicht der ganzen Reihe, und daran schließen sich dann in naturgemäßer Folge die Beziehungen zur Literatur von Prof. Dr. G. Witkowski, zur Kunst von Prof. Dr. R. Kautzsch, zur Religion von Privatdozent Dr. H. Hermelink, zum Staat von Prof. Dr. R. Wuttke und zur Volkswirtschaft von Prof. Dr. H. Waentig.

——— Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen im Text. (Nr. 175.)
Eine zusammenhängende für weitere Kreise berechnete Darstellung über Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches mit eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken. Damit will das Buch namentlich auch denen, die als „Autoren" oder in irgend einer anderen näheren Beziehung zur Herstellung des Buches stehen, Anleitung und Belehrung über das umfassende so außerordentlich interessante Gebiet der graphischen Künste, über Ausstattung, Papier, Satz, Illustration, Druck und Einband des Buches geben. Der praktische Wert dieses Bändchens wird erhöht durch zahlreiche Beigaben von Papier-, Schrift- und Illustrationsproben.

——— s. a. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Nr. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete durchaus objektive Darstellung des Buddhismus, dieser so oft mit dem Christentum verglichenen Lehre, die von den einen auf Kosten des Christentums verherrlicht wird, während die anderen die Lehre Buddhas weit tiefer als dieses stellen. Einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha folgt eine Darstellung des Lebens des Buddha, wobei besonders die Ähnlichkeiten mit den Evangelien und die Frage der Möglichkeit der Übertragung buddhistischer Erzählungen auf Jesus erörtert werden, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, wobei die „vier edlen Wahrheiten", die „Formel vom Kausalnexus" und der populärste Begriff des „Nirvana" erörtert werden, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 3. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung desselben für unser Wohlergehen.

——— Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 191.)
Sucht unter Benutzung lehrreicher Abbildungen die Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik darzulegen, zu zeigen, was dieses Arbeitsgebiet zu leisten vermag und in welcher Weise chemische Prozesse technisch durchgeführt werden, wobei zunächst die allgemein verwendeten Apparate und Vorgänge der chemischen Technik beschrieben, dann praktische Beispiele für deren Verwendung dargestellt und ausgewählte Sonderzweige des gewaltigen Gebietes geschildert werden. Insbesondere werden so die anorganisch-chemische Großindustrie (Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure usw.), ferner die Industrien, die mit der Destillation organischer Stoffe zusammenhängen (Leuchtgaserzeugung, Teerdestillation, künstliche Farbstoffe usw.) behandelt.

——— Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Ein Überblick über die Fortschritte der neueren organischen Chemie. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren im Text. (Nr. 187.)
Gibt, ausgehend von einer kurzen Einführung in die Grundlagen der Chemie, einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Kenntnisse der organischen Chemie, auf deren Leistungen nächst der Einführung von Dampf und Elektrizität die große Veränderung unserer ganzen Lebenshaltung beruht, und sucht das Verständnis ihrer darauf begründeten praktischen Erfolge zu vermitteln, wobei besonderes Gewicht auf die für die Industrie, Heilkunde und das tägliche Leben wertvollsten Entdeckungen und Erfindungen gelegt wird, andererseits auf die Forschungsergebnisse, welche eine künftige Lösung des Stoffwechselproblems voraussehen lassen, wobei zugleich eine Einsicht in die angehende Kompliziertheit der chemischen Vorzüge im lebenden Organismus eröffnet wird.

——— s. a. Haushalt; Metalle; Pflanzen; Technik.

Christentum. Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken. (Nr. 54.)
Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

——— s. a. Bibel; Jesus; Religion.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. R. Vater. Mit 44 Abb. (Nr. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Deutschland s. a. Dorf; Fürstentum; Geschichte; Kolonien; Volksstämme; Weltwirtschaft; Wirtschaftsgeschichte.

Dorf, das deutsche. Von Robert Mielke. Mit 51 Abb. im Text. (Nr. 192.)
Schildert, von den Anfängen der Siedelungen in Deutschland ausgehend, wie sich mit dem Wechsel der Wohnsitze die Gestaltung des Dorfes änderte, wie mit neuen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen das Bild immer reicher wurde, bis sie im Anfange des 19. Jahrhunderts ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen darstellte, und bringt so, von der geographischen Grundlage als wichtigem Faktor in der Entwicklung des Dorfes, seiner Häuser, Gärten und Straßen ausgehend, politische, wirtschaftliche und künstlerische Gesichtspunkte gleichmäßig zur Geltung, durch ein Kapitel über die Kultur des Dorfes die durch zahlreiche Abbildungen belebte Schilderung ergänzend.

Drama. Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. 2. Auflage Mit einem Bildnis Hebbels. (Nr. 51.)

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Drama s. a. Ibsen; Schiller; Shakespeare.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text. (Nr. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden.

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund. (Nr. 115.)
Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen. Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. (Nr. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

——— Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor E. Biedermann. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 144.)
Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Eisenbahnen werden die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik behandelt, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits, sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

——— s. a. Technik; Verkehrsentwicklung.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text. (Nr. 20.)
Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Elektrotechnik. Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rud. Blochmann. Mit 128 Abbildungen im Text. (Nr. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus, sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität in den Maschinen zur Krafterzeugung, wie in der elektrischen Beleuchtung und in der Chemie.

——— s. a. Beleuchtungsarten; Funkentelegraphie; Telegraphie.

England. Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von W. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Nr. 174.)
Schildert nach einem Überblick über das mittelalterliche England die Anfänge der englischen Kolonialpolitik im Zeitalter der Königin Elisabeth, die innere politische Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert, das allmähliche Aufsteigen zur Weltmacht, den gewaltigen wirtschaftlichen und maritimen Aufschwung, sowie den Ausbau des Kolonialreiches im 18. Jahrhundert und schließt mit einer Beleuchtung über den gegenwärtigen Stand und die mutmaßliche Zukunft des britischen Weltreiches.

Entdeckungen. Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Nr. 26.)
Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

——— s. a. Polarforschung.

Erde. Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln. (Nr. 61.)
Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

——— s. a. Mensch und Erde; Wirtschaftsgeschichte.

Erfindungswesen s. Gewerbe.

Ernährung. Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. (Nr. 19.)
Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

——— s. a. Alkoholismus; Haushalt; Kaffee; Säugling.

Erziehung. Moderne Erziehung in Haus und Schule. Vorträge in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Von J. Tews. (Nr. 159.)
Betrachtet die Erziehung als Sache nicht eines einzelnen Berufes, sondern der gesamten gegenwärtigen Generation, zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems. In diesem Sinne werden die wichtigsten Erziehungsfragen behandelt: Die Familie und ihre pädagogischen Mängel, der Lebensmorgen des modernen Kindes, Bureaukratie und Schematismus, Persönlichkeitspädagogik, Zucht und Zuchtmittel, die religiöse Frage, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, die Armen am Geiste, Erziehung der reiferen Jugend usw.

——— s. a. Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Pädagogik; Schulwesen.

Evolutionismus s. Lebensanschauungen.

Farben s. Licht.

Frankreich s. Napoleon.

Frauenarbeit. Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Nr. 106.)
Das Thema wird als eine der brennendsten Fragen behandelt, die uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden sind, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Nr. 67.)
Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

Frauenkrankheiten. Gesundheitslehre für Frauen. In acht Vorträgen. Von Privatdozent Dr. R. Stieher. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 171.)
Eine Gesundheitslehre für Frauen, die über die Anlage des weiblichen Organismus und seine Pflege unterrichtet, zeigt, wie diese bereits im Kindesalter beginnen muß, welche Bedeutung die allgemeine körperliche und geistige Hygiene insbesondere in der Zeit der Entwickelung hat, um sich dann eingehend mit dem Beruf der Frau als Gattin und Mutter zu beschäftigen.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit 25 Abbildungen. (Nr. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedensbewegung. Die moderne Fr. Von Alfred H. Fried. (Nr. 157.)
Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt dann eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang mit besonderer Berücksichtigung der hohen Bedeutung der Haager Friedenskonferenz, beschäftigt sich hierauf mit dem Abrüstungsproblem und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegungen und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

——— s. a. Recht.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele v. Portugall. Mit 5 Tafeln. (Nr. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Funkentelegraphie. Die Funkentelegraphie. Von Ober-Postpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Nr. 167.)
Nach einer Übersicht über die elektrischen Vorgänge bei der Funkentelegraphie und einer eingehenden Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen einzelnen Konstruktionstypen vorgeführt, (Schiffsstationen, Landstationen, Militärstationen und solche für den Eisenbahndienst), wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und das Wirtschaftsleben (im Handels- und Kriegsseeverkehr, für den Heeresdienst, für den Wetterdienst usw.) sowie im Anschluß daran die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Fürsorgewesen s. Jugendfürsorge.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich. (Nr. 80.)
Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse, wobei nach kürzerer Beleuchtung der älteren Verfassungszustände der Verfasser die Begründung des fürstlichen Absolutismus und demgegenüber das Erwachen, Fortschreiten und Siegen des modernen Konstitutionalismus eingehend bis zur Entstehung der preußischen Verfassung und zur Begründung des deutschen Reiches schildert.

——— s. a. Geschichte; Verfassung.

Gasmaschinen s. Wärmekraftmaschinen.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Nr. 151.)
Erörtert das Wesen der Geisteskranlheiten und an eingehend zur Darstellung gelangenden Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so ihre Kenntnis zu fördern, die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Geistesleben s. Mensch.

Geographie s. Dorf; Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Städte; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen. (Nr. 75.)
Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanen. Germanische Mythologie. Von Dr. Jul. v. Negelein. (Nr. 95.)
Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. K. Th. v. Heigel. (Nr. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht und wobei überall Ursache und Wirkung, d. h. der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge, dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen. (Nr. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber. (Nr. 53.)
Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 37.)

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 101.)

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 102.)
Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

——— s. a. Amerika; Bildungswesen; Deutschland; Dorf; England; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Ingenieurtechnik; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunst; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Musik; Napoleon; Palästina; Philosophie; Pompeji; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Verfassung; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte.

Gesundheitslehre. Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 1.)
In klarer und überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über wichtige Fragen der Hygiene.

——— s. a. Alkoholismus; Auge; Ernährung; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Gymnastik; Haushalt; Heilwissenschaft; Krankenpflege; Mensch; Nervensystem; Säugling; Schulhygiene; Stimme; Tuberkulose.

Gewerbe. Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt B. Tolksdorf. (Nr. 138.)
Nach einem allgemeinen Überblick über Entstehung und Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und einer Bestimmung der Begriffe Patent und Erfindung wird zunächst das deutsche Patentrecht behandelt, wobei der Gegenstand des Patentes, der Patentberechtigte, das Verfahren in Patentsachen, die Rechte und Pflichten des Patentinhabers, das Erlöschen des Patentrechtes und die Verletzung und Anmaßung des Patentschutzes erörtert werden. Sodann wird das Muster- und Warenzeichenrecht dargestellt und dabei besonders Art und Gegenstand der Muster, ihre Nachbildung, Eintragung, Schutzdauer und Löschung klargelegt. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den internationalen Verträgen und dem Ausstellungsschutz. Zum Schlusse wird noch die Stellung der Patentanwälte besprochen.

——— s. a. Buchgewerbe; Pflanzen.

Gymnastik. Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. I. Band: Von Schiller bis Lange. (Nr. 188.)
Will für die die Gegenwart bewegenden Probleme einer harmonischen Entfaltung aller Kräfte des Körpers und Geistes die gewichtigsten Zeugnisse aus den Schriften unserer führenden Geister beibringen. Das erste Bändchen enthält Aussprüche und Aufsätze von Schiller, Goethe, Jean Paul, Gutsmuths, Jahn, Diesterweg, Roßmäßler, Spieß, Fr. Th. Vischer und Fr. A. Lange.

——— Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Nr. 13.)
Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

——— s. a. Gesundheitslehre.

Handfertigkeit s. Knabenhandarbeit.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. auf 8 Tafeln. (Nr. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Haus. Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter. (Nr. 116.)
Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Ranck. Mit 70 Abbildungen. (Nr. 121.)
Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

——— s. a. Kunst.

Haushalt. Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bändchen. (Nr. 125. 126.)
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen.
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen.
Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da

soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Haushalt. Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Nr. 76.)
Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So werden Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

——— s. a. Kaffee.

Haydn s. Musik.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen im Text. (Nr. 196.)
Will, ohne umfangreiche Kenntnisse auf dem Gebiet der Mechanik vorauszusetzen, an der Hand zahlreicher einfacher Skizzen das Verständnis für die Wirkung der Hebezeuge einem weiteren Kreise zugänglich machen. So werden die Hebe-Vorrichtungen fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stand der Technik einer ausführlichen Betrachtung unterzogen, wobei wichtigere Abschnitte, wie: Hebel und schiefe Ebene, Druckwasserhebevorrichtungen, Zentrifugalpumpen, Gebläse usw. besonders eingehend behandelt sind.

Heilwissenschaft, Die moderne. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel. (Nr. 25.)
Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

——— Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann. (Nr. 83.)
Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

——— s. a. Anatomie; Auge; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Gesundheitslehre; Krankenpflege; Nervensystem; Säugling.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildnisse Herbarts. (Nr. 164.)
Herbarts Lehre zu kennen, ist für den Philosophen wie für den Pädagogen gleich wichtig. Indes seine eigenartige Terminologie und Deduktionsweise erschwert das Einleben in seine Gedankengefilde. Flügel versteht es mit musterhaftem Geschick, der Interpret des Meisters zu sein, dessen Werdegang zu prüfen, seine Philosophie und Pädagogik gemeinverständlich darzustellen.

Hilfsschulwesen, Vom. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Nr. 73.)
Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

——— s. a. Geisteskrankheiten; Jugendfürsorge.

Hochschulen, Technische, in Nordamerika. Von Prof. Dr. S. Müller. Mit zahlreichen Textabbildungen, einer Karte und Lageplan. (Nr. 190.)
Gibt, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, einen anschaulichen Überblick über Organisation, Ausstattung und Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen unter besonderer Hervorhebung der sie kennzeichnenden Merkmale: enge Fühlung zwischen Lehrern und Studierenden und vorwiegend praktische Tätigkeit in Laboratorien und Werkstätten.

Japan. Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. K. Rathgen. (Nr. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen in Japan Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte (wirtschaftliche und politische) innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Japan s. a. Kunst.

Ibsen. Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Professor Dr. B. Kahle. (Nr. 193.)
In großen Zügen wird die Entwicklung und die Eigenart der beiden größten Dichter Norwegens dargestellt, einmal auf der Grundlage der Besonderheiten des norwegischen Volkes, andererseits im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch die ergänzende Schilderung von 5 anderen norwegischen Dichtern (Lie, Kielland, Skram, Garborg, Hamsun) erweitert sich die Darstellung zu einem Bild der jüngsten geistigen Entwicklung des uns Deutschen so nahestehenden norwegischen Volkes.

Idealismus s. Lebensanschauungen; Rousseau.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. (Nr. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens, das nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. handelt.

Jesus. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. H. Weinel. 2. Aufl. (Nr. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

——— Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff. (Nr. 89.)
Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

——— Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer Dr. Paul Mehlhorn. (Nr. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundsätze, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umrankenden Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des „Lebens Jesu".

——— s. a. Bibel; Christentum; Religion.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Nr. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

——— s. a. Buchgewerbe.

Industrie, chemische, s. Pflanzen; Technik.

Infinitesimalrechnung. Einführung in die Inf. mit einer histor. Übersicht. Von Professor Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Nr. 197.)
Bietet in allgemeinverständlicher Form eine Einführung in die Infinitesimalrechnung, ohne die heute eine streng wissenschaftliche Behandlung der Naturwissenschaften unmöglich ist, die die nicht sowohl in dem Kalkül selbst, als vielmehr in der gegenüber der Elementarmathematik veränderten Betrachtungsweise unter den Gesichtspunkten der Kontinuität und des Unendlichen liegenden Schwierigkeiten zu überwinden lehren will.

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Nr. 28.)
Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor: die Gebirgsbahnen, die Bergbahnen, und als deren Vorläufer die bedeutenden Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (Nr. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religion.

Jugend-Fürsorge. Von Direktor Dr. Joh. Petersen. 2 Bände. (Nr. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend.
Erörtert alle das Fürsorgewesen betreffenden Fragen, deckt die ihm anhaftenden Mängel auf, zeigt zugleich aber auch die Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung. Besonders eingehend werden behandelt in dem 1. Bändchen das Vormundschaftsrecht, die Säuglingssterblichkeit, die Fürsorge für uneheliche Kinder, die Gemeindewaisenpflege, die Vor- und Nachteile der Anstalts- und Familienpflege, in dem 2. Bändchen die gewerbliche Ausnutzung der Kinder und der Kinderschutz im Gewerbe, die Kriminalität der Jugend und die Zwangserziehung, die Fürsorge für die schulentlassene Jugend.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Nr. 132.)
Behandelt, durch zweckentsprechende Abbildungen unterstützt, Kaffee, Tee und Kakao eingehender, Mate und Kola kürzer, in bezug auf die botanische Abstammung, die natürliche Verbreitung der Stammpflanzen, die Verbreitung ihrer Kultur, die Wachstumsbedingungen und die Kulturmethoden, die Erntezeit und die Ernte, endlich die Gewinnung der fertigen Ware, wie der Weltmarkt sie aufnimmt, aus dem geernteten Produkte.

——— s. a. Botanik; Ernährung; Haushalt.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus. (Nr. 69.)
Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben für Vergangenheit und Zukunft, sie durch zahlreiche Beispiele erläuternd.

Kant. Immanuel Kant; Darstellung und Würdigung. Von Professor Dr. O. Külpe. Mit einem Bildnisse Kants. (Nr. 146.)
Kant hat durch seine grundlegenden Werke ein neues Fundament für die Philosophie aller Völker und Zeiten geschaffen. Dieses in seiner Tragfähigkeit für moderne Ideen darzustellen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Kant mit historischer Treue zu schildern und doch auch zu beleuchten, wie die Nachwelt berufen ist, hinauszustreben über die Anschauungen des gewaltigen Denkers, da auch er ein Kind seiner Zeit ist und manche seiner Lehrmeinungen vergänglicher Art sein müssen.

——— s. a. Philosophie.

Kinderpflege s. Säugling.

Knabenhandarbeit, Die, in der heutigen Erziehung. Von Seminardirektor Dr. Alw. Pabst. Mit 21 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. (Nr. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen und erhärtet seinen Wert als Erziehungsmittel, erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und gibt zum Schlusse eine vergleichende Darstellung der Systeme in den verschiedenen Ländern.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. (Nr. 93.)
Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

——— s. a. Botanik; England.

Kraftfahrzeuge s. Automobil.

Krankenpflege. Vorträge gehalten von Chefarzt Dr. B. Leick. (Nr. 152.)
Gibt zunächst einen Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe des Körpers und deren hauptsächlichsten Erkrankungen und erörtert dann die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen. Besonders eingehend wird die Krankenpflege bei Infektionskrankheiten sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt.

——— s. a. Gesundheitslehre.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. (Nr. 59.)
In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen, sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Jetztzeit.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Nr. 99.)
Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur. Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Nr. 93.)
Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

——— s. a. Buchgewerbe; Dorf; Germanen; Geschichte; griech. Städtebilder.

Kunst. Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendke. Mit zahlr. Abb. (Nr. 198.)
Schildert an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die Kunst, vorwiegend die angewandte, im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, verfolgt durch etwa tausend Jahre, wie die einzelnen Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben, und stellt so einen Abriß der Geschichte des Kunstgewerbes und des häuslichen Daseins unserer Vorfahren dar.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen. (Nr. 77.)
Will, ausgehend von der Überzeugung, daß zu einem vollen Menschensein und Volkstum die Pflege des Schönen unabweisbar gehört, die Augen zum rechten Sehen öffnen lehren und die ganze Lebensführung, Kleidung und Häuslichkeit ästhetisch gestalten, um so auch zur Erkenntnis dessen zu führen, was an Heimatkunst und Heimatschutz zu hegen ist, und auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein.

Kunst. Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 87.)
Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials, den Einfluß Chinas auf die Entwicklung der zum Rokoko drängenden freien Richtungen in der dekorativen Kunst des 18. Jahrhunderts wie den auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser weist auf die Beziehungen der Malerei und Farbendrucklunst Japans zum Impressionismus der modernen europäischen Kunst hin.

——— s. a. Baukunst; Buchgewerbe; Dürer; Städtebilder; Illustrationskunst; Rembrandt; Schriftwesen.

Leben. Die Erscheinungen des Lebens. Grundprobleme der modernen Biologie. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren im Text. (Nr. 130.)
Versucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Aeußerungen des Lebens behandelt werden, als Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, der Tod, die Variabilität und im Anschluß daran die Theorien über Entstehung und Entwicklung der Lebewelt, sowie die mannigfachen Beziehungen der Lebewesen untereinander.

Lebensanschauungen. Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Professor Dr. Otto Kirn. (Nr. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, der sich wohl um die Gesunderhaltung der natürlichen Grundlagen des sittlichen Lebens Verdienste erworben, aber seine Ziele nicht zu begründen vermag, des Utilitarismus, der die Menschheit wohl weiter hinaus aber nicht höher hinauf zu blicken lehrt, des Evolutionismus, der auch seinerseits den alten Streit zwischen Egoismus und Altruismus nicht entscheiden kann, an der ästhetischen Lebensauffassung, deren Gefahr in der Überschätzung der schönen Form liegt, die nur als Kleid eines bedeutsamen Inhalts Berechtigung hat, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Leibesübungen s. Gymnastik.

Licht. Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen. Von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Nr. 17.)
Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben, behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

——— s. a. Beleuchtungsarten; Chemie.

Literaturgeschichte s. Buchgewerbe; Drama; Ibsen; Schiller; Shakespeare; Volkslied.

Luther. Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 113.)
Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

——— s. a. Geschichte.

Mädchenschule. Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Nr. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

——— s. a. Bildungswesen; Schulwesen.

Mathematik. Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. Mit 1 Titelbild und 69 Figuren im Text. (Nr. 170.)
Sucht in das Verständnis all der Spiele, die „ungleich voll von Nachdenken" vergnügen, weil man bei ihnen rechnet, ohne Voraussetzung irgend welcher mathematischer Kenntnisse einzuführen und so ihren Reiz für Nachdenkliche erheblich zu erhöhen. So werden unter Beigabe von einfachen, das Mitarbeiten des Lesers belebenden Fragen Wettspringen, Boß-Puzzle, Solitär- oder Einsiedlerspiel, Wanderungsspiele, Dyadische Spiele, der Baguenaudier, Nim, der Rösselsprung und die Magischen Quadrate behandelt.

——— s. a. Arithmetik; Infinitesimalrechnung.

Mechanik s. Hebezeuge.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Auflage. Mit 41 Figuren. (Nr. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Mensch. Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. A. Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 62.)
Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 32.)
Gibt eine Reihe schematischer Abbildungen, erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem wohlgeordneten Staate machen.

——— Die Mechanik des Geisteslebens. Von Professor Dr. Max Verworn. Mit 11 Figuren im Text. (Nr. 200.)
Will unsere modernen Erfahrungen und Anschauungen über das physiologische Geschehen, das sich bei den Vorgängen des Geisteslebens in unserem Gehirn abspielt, in großen Zügen verständlich machen, indem es die Dinge mit den Begriffen und den Vergleichen des täglichen Lebens schildert. So im ersten Abschnitt: „Leib und Seele" der Standpunkt einer monistischen Auffassung der Welt, die in einem streng wissenschaftlichen Conditionismus zum Ausdruck kommt, erörtert, im zweiten: „Die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems" ein Einblick in die Methodik zur Erforschung der physiologischen Vorgänge in denselben, sowie ein Überblick über ihre Ergebnisse, im dritten: „Die Bewußtseinsvorgänge" eine Analyse des Empfindens, Vorstellens, Denkens und Wollens unter Zurückführung dieser Tätigkeiten auf die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems gegeben. Der vierte und fünfte Abschnitt beschäftigt sich in analoger Weise mit den Vorgängen des „Schlafes und Traumes" und den scheinbar so geheimnisvollen Tatsachen der „Hypnose und Suggestion".

——— Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 2. Aufl. (Nr. 36.)
Behandelt, von der Tatsache ausgehend, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe, das Seelenwesen und das Seelenleben und erörtert, unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, von dem Standpunkt aus, daß die Seele Unkörperliches Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder eine „Funktion" des Gehirns, die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text. 2., verb. Auflage. (Nr. 27.)
Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise, indem das Organ und seine Funktionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt der Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Merkmal der Empfindungen besprochen werden.

Mensch und Erde. Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. A. Kirchhoff. 2. Aufl. (Nr. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Abbildungen im Text. (Nr. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung; besonders werden die Kampfmittel beider Gegner geschildert: hier Schußwaffen, Fallen, Gifte, oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit, der Schutzfärbung und Anpassungsfähigkeit nicht zu vergessen.

——— s. a. Anatomie; Auge; Frauenkrankheiten; Gesundheitslehre; Kultur; Säugling; Stimme.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage. (Nr. 12.)
Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise und entwirft die Grundzüge einer wissenschaftlich haltbaren und für eine nationale Erziehung brauchbaren Lebensanschauung und Lebensordnung.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen. (Nr. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, schildert die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften und Verwendung, unter Angabe historischer, kulturgeschichtlicher und statistischer Daten, sowie die Verarbeitung der Metalle.

Meteorologie s. Wetter.

Mietrecht. Die Miete nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Nr. 194.)
Gibt in der Absicht, Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufzuklären und so zur Vermeidung vieler oft nur aus der Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen entspringender Mietprozesse beizutragen, eine gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts, die durch Aufnahme der einschlägigen umfangreichen Literatur, sowie der Entscheidungen höchsten Gerichtshöfe, auch dem praktischen Juristen als Handbuch zu dienen vermag.

Mikroskop. Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Nr. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops, und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben, endlich gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

——— s. a. Optik; Tierwelt.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond. Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit 31 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mond s. a. Weltall.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen im Text. (Nr. 91.)
Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Nr. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen und unter strenger Ausscheidung alles dessen, was für die Entwicklung der Musik ohne Bedeutung war.

——— Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. C. R. Hennig. (Nr. 119.)
Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

——— Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Professor Dr. Heinr. Rietsch. (Nr. 178.)
In leichtfaßlicher, keine Fachkenntnisse voraussetzender Darstellung rollt hier Verfasser ein Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen auf. Er erörtert zunächst den Stoff der Tonkunst, dann seine Formung (Rhythmik, Harmonik, Weiterbildung des rhythmisch-harmonischen Tonstoffes), ferner die schriftliche Aufzeichnung der Tongebilde und behandelt schließlich die Musik als Tonsprache, damit so zugleich auch die Grundlagen einer Musikästhetik gebend.

——— Haydn, Mozart, Beethoven. Von Professor Dr. C. Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Nr. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eignem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 1 Karte. (Nr. 84.)
Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung; Haushalt; Kaffee.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Nr. 195.)
Will auf Grund der neuesten Ergebnisse der historischen Forschung Napoleon in seiner geschichtlichen Bedingtheit verständlich machen, ohne deshalb seine persönliche Verantwortlichkeit zu leugnen und zeigen, wie im ganzen seine Herrschaft als eine noch in der heutigen Republik wirksame Wohltat angesehen werden muß.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Deutschland; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Schiffahrt; Versicherung; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturalismus s. Lebensanschauungen.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text. (Nr. 40.)
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und die allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Haushalt; Licht; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Plankton; Religion; Strahlen; Tierleben; Wald; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Nordamerika s. Amerika; Technische Hochschulen.

Nordische Dichter s. Ibsen.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abb. (Nr. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik. Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text. (Nr. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

——— s. a. Mikroskop; Stereoskop.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik. Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Th. Ziegler. 2. Auflage. (Nr. 33.)
Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste. Die Zwecke und Motive der Erziehung, das Erziehungsgeschäft selbst, dessen Organisation werden erörtert, die verschiedenen Schulgattungen dargestellt.

——— s. a. Bildungswesen; Erziehung; Fröbel; Herbart; Hilfsschulwesen; Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Mädchenschule; Rousseau; Schulwesen.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Nr. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte — ein wechselvolles, farbenreiches Bild, in dessen Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösen.

Patentrecht s. Gewerbe.

Pflanzen. Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Professor Dr. Paul Giesevius. Mit 24 Abbildungen. (Nr. 173.)
Behandelt in leichtfaßlicher Weise alles, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, ihre äußere Entwicklung, ihren inneren Bau, die wichtigsten Lebensvorgänge, wie Nahrungsaufnahme und Atmung, Blühen, Reifen und Verwelken, gibt eine Übersicht über das Pflanzenreich in Urzeit und Gegenwart und unterrichtet über Pflanzenvermehrung und Pflanzenzüchtung. Das Büchlein stellt somit eine kleine „Botanik des praktischens Leben" dar.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text. (Nr. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

——— Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer E. Reukauf. Mit 100 Abbildungen und 165 Einzeldarstellungen nach Zeichnungen des Verfassers. (Nr. 181.)
Will auch dem Unkundigen einen Begriff geben von dem staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens, will den Blick besonders auf die dem unbewaffneten Auge völlig verborgenen Erscheinungsformen des Schönen lenken, aber auch den Ursachen der auffallenden Lebenserscheinungen nachzufragen lehren, wie endlich dem Praktiker durch ausführlichere Besprechung, namentlich der für die Garten- und Landwirtschaft wichtigen mikroskopischen Schädlinge dienen. Um auch zu selbständigem Beobachten und Forschen anzuregen, werden die mikroskopischen Untersuchungen und die Beschaffung geeigneten Materials besonders behandelt.

——— Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. (Die Getreidegräser.) Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 38 Figuren im Text. 2. Auflage. (Nr. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— s. a. Botanik; Obstbau; Plankton; Tierleben.

Philosophie, Die, der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage. (Nr. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter wie Mach und Dühring, Haeckel, Nietzsche, Fechner, Lotze, v. Hartmann und Wundt.

——— Einführung in die Philosophie. Sechs Vorträge von Professor Dr. Raoul Richter. (Nr. 155.)
Bietet eine gemeinverständliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtung ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems und nimmt dabei zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die religions- und moralphilosophischen Fragen zu beleuchten.

——— Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Oberlehrer Hans Richert. (Nr. 186.)
Will vor allem als Einführung in die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Philosophie dienen, deren Stellung im modernen Geistesleben bestimmend in der Behandlung der philosophischen Grundprobleme, des der Erkenntnis, des metaphysischen, des ethischen und ästhetischen Problems, die Lösungsversuche gruppieren und charakterisieren, in die Literatur der betreffenden Fragen einführen, zu weiterer Vertiefung anregen und die richtigen Wege zu ihr zeigen.

——— Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Professor Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Nr. 176.)
Will durch Geschichte in die Philosophie einleiten, indem es von sechs großen Denkern das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß

die Philosophie im Laufe ihrer Entwicklung mehr als eine Summe geistreicher Einfälle hervorgebracht hat, und daß andererseits aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist. So werden die scheinbar entlegenen und lebensfremden Gedanken aus der Seele führender, die drei fruchtbarsten Zeitalter in der Geschichte des philosophischen Denkens vertretender Geisteshelden heraus in ihrer inneren, lebendigen Bedeutung nahe zu bringen gesucht, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte in diesem Sinne behandelt.

Philosophie s. a. Buddha; Herbart; Kant; Lebensanschauungen; Menschenleben; Rousseau; Schopenhauer; Weltanschauung; Weltproblem.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen; Wärme.

Physiologie s. Mensch.

Plankton. Das Süßwasser-Plankton. Einführung in die freischwebende Organismenwelt unserer Teiche, Flüsse und Seebecken. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Nr. 156.)

Gibt eine Anleitung zur Kenntnis der interessantesten Planktonorganismen, jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. 2., umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln. (Nr. 38.)

Das in der neuen Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführte und im einzelnen nicht unerheblich umgestaltete Buch faßt in gedrängtem Überblick die Hauptergebnisse der Nord- und Südpolarforschung zusammen. Nach gemeinverständlicher Erörterung der Ziele arktischer und antarktischer Forschung werden die Polarreisen selbst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geschildert unter besonderer Berücksichtigung der topographischen Ergebnisse.

Politik s. England; Geschichte.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Professor Dr. Fr. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Nr. 114.)

Sucht, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen, wobei die Hauptphasen der Entwicklung Pompejis, immer im Hinblick auf die gestaltende Bedeutung, die gerade der Hellenismus für die Ausbildung der Stadt, ihrer Lebens- und Kunstformen gehabt hat, zur Darstellung gelangen.

Post. Das Postwesen, seine Entwickelung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. (Nr. 165.)

Schildert immer unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Post als Staatsverkehrsanstalt, ihre Organisation und ihren Wirkungskreis, das Tarif- und Gebührenwesen, die Beförderungsmittel, den Betriebsdienst, den Weltpostverein, sowie die deutsche Post im In- und Ausland.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Recht. Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Nr. 128.)

Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

——— s. a. Ehe; Gewerbe; Miete.

Religion. Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht. (Nr. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

——— Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche. (Nr. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Verschwisterung beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

——— Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. (Nr. 66.)
Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen und ihr geschichtliches Verständnis vermitteln; die markanten Persönlichkeiten und Richtungen, die durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gestellten Probleme, wie die Ergebnisse der Forschung, der Ultramontanismus wie die christliche Liebestätigkeit gelangen zur Behandlung.

——— s. a. Bibel; Buchgewerbe; Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther.

Rembrandt. Von Professor Dr. Paul Schubring. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen. (Nr. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Schilderung des menschlichen und künstlerischen Entwickelungsganges Rembrandts. Zur Darstellung gelangen seine persönlichen Schicksale bis 1642, die Frühzeit, die Zeit bis zu Saskias Tode, die Nachtwache, Rembrandts Verhältnis zur Bibel, die Radierungen, Urkundliches über die Zeit nach 1642, die Periode des farbigen Helldunkels, die Gemälde nach der Nachtwache und die Spätzeit. Beigefügt sind die beiden ältesten Biographien Rembrandts.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. (Nr. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse Rousseaus. (Nr. 180.)
Diese Darstellung Rousseaus will diejenigen Seiten der Lebensarbeit des großen Genfers hervorheben, welche für die Entwicklung des deutschen Idealismus bedeutungsvoll gewesen sind, seine Bedeutung darin erkennen lassen, daß er für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte die unumgängliche Voraussetzung bildet. In diesem Sinne werden nach einer kurzen Charakterskizze Rousseaus die Geschichtsphilosophie, die Rechtsphilosophie, die Erziehungslehre, der von Rousseau neugeschaffene Roman und die Religionsphilosophie dargestellt.

Säugling. Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walther Kaupe. Mit 17 Textabbildungen. (Nr. 154.)
Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen Fragen, mit denen sie sich im Interesse des kleinen Erdenbürgers beschäftigen müssen, den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens wird besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Schiffahrt. Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Professor Dr. K. Thieß. (Nr. 169.)
Verfasser will weiteren Kreisen eine genaue Kenntnis unserer Schiffahrt erschließen, indem er in leicht faßlicher und doch erschöpfender Darstellung einen allgemeinen Überblick über das gesamte deutsche Schiffswesen gibt mit besonderer Berücksichtigung seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. (Nr. 74.)

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, daneben aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schönheit s. Gymnastik.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge v. Oberlehrer H. Richert. Mit d. Bildnis Schopenhauers. (Nr. 81.)

Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und deren Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 4.)

Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken; wir hören von den Bibliotheken der Babylonier, von den Zeitungen im alten Rom, vor allem aber von der großartigen Entwicklung, die „Schrift- und Buchwesen" in der neuesten Zeit, insbesondere seit Erfindung der Buchdruckerkunst genommen haben.

——— s. a. Buchgewerbe.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein. Mit einem Bildnis und 33 Figuren im Text. (Nr. 96.)

Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen. Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Nr. 85.)

Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so die Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

——— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews. (Nr. 111.)

Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

——— Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Reiseeindrücke. Von Direktor Dr. Franz Kuypers. Mit 48 Abbildungen im Text und einem Titelbild. (Nr. 150.)

Schildert anschaulich das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend und unter dem Gesichtspunkte der Beobachtungen an unserer schulentlassenen Jugend in den Fortbildungsschulen zum Vergleich mit der heimischen Unterrichtsweise anregend.

——— s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Hochschulen; Jugendfürsorge; Mädchenschule; Pädagogik.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Seele s. Mensch.

Shakespeare und seine Zeit. Von Professor Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Nr. 185.)

Eine „Einführung in Shakespeare", die ein tieferes Verständnis seiner Werke aus der Kenntnis der Zeitverhältnisse, wie des Lebens des Dichters gewinnen lassen will, die Chronologie der Dramen festzustellen, die verschiedenen Perioden seines dichterischen Schaffens zu charakterisieren und so zu einer Gesamtwürdigung Shakespeares, der Eigenart und ethischen Wirkung seiner Dramen zu gelangen sucht.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 3. Aufl. (Nr. 2.)

In einer geschichtlichen Betrachtung, die mit den altorientalischen Kulturvölkern beginnt, werden an den zwei großen wirtschaftlichen Schriften Platos die Wirtschaft der Griechen, an der Gracchischen Bewegung die der Römer beleuchtet, ferner die Utopie des Thomas Morus, andererseits der Bauernkrieg behandelt, die Bestrebungen Colberts und das Merkantilsystem, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Staatswirtschaftslehrer gewürdigt und über die Entstehung des Sozialismus und die Anfänge der neueren Handels-, Zoll- und Verkehrspolitik aufgeklärt.

——— s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung.

Spiele s. Mathematik.

Sprache s. Muttersprache; Stimme.

Städtewesen. Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Nr. 163.)

Behandelt als Versuch einer allgemeinen Geographie der Städte einen der wichtigsten Abschnitte der Siedlungskunde, erörtert die Ursache des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, charakterisiert ihre landwirtschaftliche und Verkehrs-Bedeutung als Grundlage der Großstadtbildung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

——— Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Professor Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 43.)

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

——— Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge gehalten bei der Oberschulbehörde in Hamburg. Von Regierungs-Baumeister Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Nr. 117.)

Will dem als Zeichen wachsenden Kunstverständnisses zu begrüßenden Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine mit Abbildungen reich unterstützte Schilderung der so eigenartigen und vielfachen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegenkommen.

——— Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Nr. 131.)

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Didyma werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Stereoskop. Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Professor Th. Hartwig. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln. (Nr. 135.)

Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und praktischen Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators, insbesondere in bezug auf photogrammeirische Messungen. Beigegeben sind 19 stereoskopische Tafeln.

—— s. a. Optik.

Stimme, die menschliche, und ihre Hygiene. Sieben volkstümliche Vorlesungen. Von Professor Dr. P. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Nr. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne wird der Kehlkopf des Menschen, sein Bau, seine Verrichtungen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung, insbesondere Erkältungskrankheiten, die professionelle Stimmschwäche, der Alkoholeinfluß und die Abhärtung erörtert.

Strahlen. Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald. Mit 82 Abbildungen. (Nr. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

—— s. a. Licht.

Süßwasser-Plankton s. Plankton.

Technik. Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor. Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 5 Tafeln. (Nr. 23).

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

—— s. a. Automobil; Beleuchtungsarten; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Elektrotechnik; Funkentelegraphie; Hebezeuge; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Pflanzen; Post; Rechtsschutz; Stereoskop; Technische Hochschulen; Telegraphie; Wärmekraftmaschinen.

Technologie, chemische, s. Pflanzen.

Tee s. Kaffee.

Telegraphie. Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. Mit 4 Figuren im Text. (Nr. 183.)

Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte. Nach einem Überblick über die Entwicklung dieses Nachrichtenwesens aus seinen akustischen und optischen Anfängen werden zunächst die internationalen und nationalen rechtlichen, danach die technischen Grundlagen (Stromquellen, Leitungen, Apparate rc.) behandelt, sodann die Organisation des Fernsprechwesens, die Unterseekabel, die großen festländischen Telegraphenlinien und die einzelnen Zweige des Telegraphen- und Fernsprechbetriebsdienstes erörtert.

—— s. a. Funkentelegraphie.

Theologie s. Bibel; Christentum; Jesus; Luther; Palästina; Religion.

Tierleben. Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdozent Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 142.)

Will die Einheitlichkeit des gesamten Tierreiches zum Ausdruck bringen, Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung als die charakterisierenden Eigenschaften aller Tiere darstellen und sodann die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich machen, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf die Lebensweise der Tiere gelegt ist. So werden nach einem Vergleich der drei Naturreiche die Bestandteile des tierischen Körpers behandelt, sodann ein Überblick über die sieben großen Kreise des Tierreiches gegeben, ferner Bewegung und Bewegungsorgane, Aufenthaltsort, Bewußtsein und Empfindung, Nervensystem und Sinnesorgane, Stoffwechsel, Fortpflanzung und Entwicklung erörtert.

——— Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 148.)

Zeigt, von der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zahlreicher niederster Tiere ausgehend, wie sich aus diesem Hermaphroditismus allmählich die Zweigeschlechtigkeit herausgebildet hat und sich bei verschiedenen Tierarten zu auffälligstem geschlechtlichem Dimorphismus entwickelt, an interessanten Fällen solcher Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen, wobei vielfach die Brutpflege in der Tierwelt und das Verhalten der Männchen zu derselben erörtert wird.

——— Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Professor Dr. Otto Maas. Mit Karten und Abbildungen. (Nr. 139.)

Lehrt das Verhältnis der Tierwelt zur Gesamtheit des Lebens auf der Erde verständnisvoll ahnen, zeigt die Tierwelt als einen Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres nicht nur von dessen Lebensbedingungen, sondern auch von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen und betrachtet als Ergebnis an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt auf der Erde nach besonderen Gebieten.

——— Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Nr. 160.)

Bietet nach dem Grundsatz, daß die Kenntnis des Einfachen grundlegend zum Verständnis des Komplizierten ist, eine einführende Darstellung des Lebens und des Baues der Urtiere, dieses mikroskopisch kleinen, formenreichen, unendlich zahlreichen Geschlechtes der Tierwelt und stellt nicht nur eine anregende und durch Abbildungen instruktive Lektüre dar, sondern vermag namentlich auch zu eigener Beobachtung der wichtigen und interessanten Tatsachen vom Bau und aus dem Leben der Urtiere anzuregen.

——— Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin. (Nr. 79.)

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

——— s. a. Ameise; Mensch und Tier; Pflanzen; Plankton.

Tonkunst s. Musik.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text. (Nr. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose, vor allem die hygienisch-diätetische Behandlung in Sanatorien und Lungenheilstätten.

Turnen s. Gymnastik.

Unterrichtswesen s. Bildungswesen; Erziehung; Hilfsschulwesen; Hochschulen; Mädchenschule; Pädagogik; Schulhygiene; Schulwesen.

Utilitarismus s. Lebensanschauungen.

Verfassung. Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening. 2. Auflage. (Nr. 34.)

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist, und durch Aufweisung des Zusammenhanges sowie durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche den richtigen Standpunkt für das Verständnis des geltenden Rechtes zu gewinnen.

——— s. a. Fürstentum.

Verkehrsentwicklung. Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. W. Lotz. 2. Auflage. (Nr. 15.)

Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln und deren wirtschaftliche Wirkungen eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

——— s. a. Automobil; Eisenbahnen; Funkentelegraphie; Post; Schiffahrt; Technik; Telegraphie.

Versicherung. Grundzüge des Versicherungswesens. Von Professor Dr. A. Manes. (Nr. 105.)

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

——— s. a. Arbeiterschutz.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage. (Nr. 7.)

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, unterrichtet über die deutsche Volksliederpflege in der Gegenwart, über Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges, Skop und Spielmann, Geschichte und Mär, Leben und Liebe.

Volksschule s. Schulwesen.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbild. im Text und auf 15 Tafeln. (Nr. 16.)

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung u. a. m.

Volkswirtschaftslehre s. Amerika; Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Buchgewerbe; Deutschland; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsgeschichte.

Wald. Der deutsche Wald. Von Professor Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Textabbildungen und 2 Karten. (Nr. 153.)

Schildert unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse, sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes und die Aufgaben seiner Eigentümer, ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Übersicht nach den Autoren.

	Band-Nr.
Abel, Chemie in Küche und Haus	76
Abelsdorff, Das Auge	149
Ahrens, Mathematische Spiele	170
Alkoholismus, d., seine Wirkungen u. seine Bekämpfung, 3 Bde.	103. 104. 145
Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft	179
Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre	40
v. Bardeleben, Anatomie des Menschen. 2 Bde.	201. 202
Bavinck, Natürliche und künstliche Pflanzen und Tierstoffe	137
Biedermann, Die techn. Entwickl. der Eisenbahnen der Gegenwart	144
Biernacki, Die mod. Heilwissenschaft	25
Bitterauf, Napoleon I.	195
Blau, Das Automobil	166
Bloch, Die ständischen u. soz. Kämpfe	22
Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Wärme	8
— Grundlagen der Elektrotechnik	168
Boehmer, Jesuiten	49
— Luther im Lichte der neueren Forschungen	113
Bongardt, Die Naturwissenschaften im Haushalt. 2 Bändchen.	125. 126
Bonhoff, Jesus u. seine Zeitgenossen	89
Börnstein, Die Lehre von d. Wärme	172
Börnstein und Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen	64
Braasch, Religiöse Strömungen	66
Bruinier, Das deutsche Volkslied	7
Bruns, Die Post	165
— Die Telegraphie	183
Brüsch, Die Beleuchtungsarten der Gegenwart	108
Buchgewerbe u. die Kultur. (Vorträge v.: Focke, Hermelink, Kautzsch, Waentig, Witkowski und Wuttke)	182
Buchner, 8 Vorträge aus der Gesundheitslehre	1
Burgerstein, Schulhygiene	96
Bürkner, Kunstpflege in Haus und Heimat	77
Busse, Weltanschauungen der großen Philosophen	56
Cohn, Führende Denker	176
Crantz, Arithmetik und Algebra	120
Daenell, Geschichte der Ver. Staaten von Amerika	147
v. Duhn, Pompeji	114
Eckstein, Der Kampf zwischen Mensch und Tier	18
Erbe, Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland	117
Flügel, Herbarts Lehren und Leben	164
Franz, Der Mond	90
Frech, Aus der Vorzeit der Erde	61
Frentzel, Ernährung und Volksnahrungsmittel	19
Fried, Die mod. Friedensbewegung	157
Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums	54
Gerber, Die menschliche Stimme	136
Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte	52
Giesenhagen, Unsere wichtigsten Kulturpflanzen	10
Gisevius, Werd. u. Vergeh. d. Pflanz.	173
Goldschmidt, Die Tierwelt d. Mikrosk.	160
Graetz, Licht und Farben	17
Graul, Ostasiatische Kunst	87
Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben	42
— Wirtschaftliche Erdkunde	122
Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen	26
Haendke, Die dtsch. Kunst i. tägl. Leben	198
Hahn, Die Eisenbahnen	71
v. Hansemann, Der Aberglaube in der Medizin	83
Hartwig, Das Stereoskop	135
Hassert, Die Polarforschung	38
— Die deutschen Städte	163
Haushofer, Bevölkerungslehre	50
Hausrath, Der deutsche Wald	153
Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert	129
Heil, Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter	43
Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land und Leute)	98
— Der Mensch	62
Hennig, Einführ. i. d. Wesen d. Musik	119
Hennings, Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie	142
Hensel, Rousseau	180
Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus	39
Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen	80
Janson, Meeresforsch. u. Meeresleben	30
Ilberg, Geisteskrankheiten	151
Kahle, Ibsen, Björnson u. i. Zeitgenoss.	193
Kaupe, Der Säugling	154
Kautzsch, Die deutsche Illustration.	44
Kirchhoff, Mensch und Erde	31
Kirn, Die sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart	177
Knabe, Gesch. des deutschen Schulwes.	85
Knauer, Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt	148
— Die Ameisen	94
Kohler, Moderne Rechtsprobleme	128
Kowalewski, Infinitesimalrechnung	197
Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander	79
Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven	92
Kreibig, Die 5 Sinne des Menschen	27
Külpe, Die Philosophie d. Gegenwart	41
— Immanuel Kant	146
Küster, Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen	112
Kuypers, Volksschule und Lehrerbildung der Ver. Staaten	150
Langenbeck, Englands Weltmacht	174
Laughlin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben	127

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

	Band-Nr.
Launhardt, Am sausenden Webstuhl der Zeit	23
Leick, Krankenpflege	152
Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches	34
Lotz, Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900	15
Luschin v. Ebengreuth, D. Münze	91
Maas, Lebensbedingungen der Tiere	139
Maier, Soziale Beweg. u. Theorien	2
von Maltzahn, Der Seekrieg	99
Manes, Grundz. d. Versicherungswes.	105
Maennel, Vom Hilfsschulwesen	73
Martin, Die höhere Mädchenschule in Deutschland	65
Matthaei, Deutsche Baukunst im Mittelalter	8
Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu	137
Meracel, Bilder a. d. Ingenieurtechnik	60
— Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit	28
Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat	116
Mie, Moleküle — Atome — Weltäther	58
Miehe, Die Erscheinungen des Lebens	130
Mielke, Das deutsche Dorf	192
Möller, Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. I.	188
Müller, Techn. Hochschulen v. Nordam.	190
— Bilder aus der chemischen Technik	191
v. Negelein, Germ. Mythologie	95
Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit	110
Otto, Das deutsche Handwerk	14
— Deutsches Frauenleben	45
Pabst, Die Knabenhandarbeit	140
Paulsen, D. deutsche Bildungswesen	100
Petersen, Öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend	161
— Öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete Jugend	162
Petzold, Das Weltproblem	133
Pfannkuche, Relig. u. Naturwissensch.	141
Pischel, Leben u. Lehre des Buddha	109
Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrh.	57
v. Portugall, Friedrich Fröbel	82
Pott, Der Text d. Neuen Testaments nach seiner geschichtl. Entwicklung	134
Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses	121
Rathgen, Die Japaner	72
Rehmke, Die Seele des Menschen	36
Reukauf. Die Pflanzenwelt d. Mikrosk.	181
Richert, Philosophie	186
— Schopenhauer	81
Richter, Einführung i. d. Philosophie	155
Rietsch, Grundlagen der Tonkunst	178
von Rohr, Optische Instrumente	88
Sachs, Bau u. Tätigkeit des menschlichen Körpers	32
Scheffer, Das Mikroskop	36
Scheid, Die Metalle	29
Scheiner, Der Bau des Weltalls	24
Schirmacher, Die mod. Frauenbew.	67
Schmidt, Geschichte des Welthandels	118
Schubring, Rembrandt	158
Schumburg, Die Tuberkulose	47
Schwemer, Restauration u. Revolut.	37
— Die Reaktion und die neue Ära	101
— Vom Bund zum Reich	102
Sieper, Shakespeare	185
von Soden, Palästina	6
von Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert	59
Spiro, Geschichte der Musik	143
Stein, Die Anfänge d. menschl. Kultur	93
Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit	75
Sticher, Eine Gesundheitsl. f. Frauen	171
Strauß, Mietrecht	194
Teichmann, D. Befruchtungsvorgang	70
Tews, Schulkämpfe der Gegenwart	111
— Mod. Erziehung in Haus und Schule	159
Thieß, Deutsche Schiffahrt	169
Thurn, Die Funkentelegraphie	167
Tobler, Kolonialbotanik	184
Tolksdorf, Gewerblicher Rechtsschutz in Deutschland	138
Uhl, Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache	84
Unger, Wie ein Buch entsteht	175
Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens	12
Vater, Hebezeuge	196
— Theorie und Bau der neueren Wärmekraftmaschinen	21
— Die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen	86
— Dampf und Dampfmaschine	63
Verworn, Mechanik d. Geisteslebens	179
Voges, Der Obstbau	107
Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst	68
Wahrmund, Ehe und Eherecht	115
Weber, Wind und Wetter	55
— Von Luther zu Bismarck. 2 Bde.	123. 124
— 1848	53
Wedding, Eisenhüttenwesen	20
Weinel, Die Gleichnisse Jesu	46
Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit	4
— Die deutschen Volksstämme und Landschaften	16
Wieler, Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkot. Aufgußgetränke	132
Wilbrandt, Die Frauenarbeit	106
Wislicenus, Der Kalender	69
Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts	51
Wustmann, Albrecht Dürer	97
Zacharias, Süßwasserplankton	156
Zander, Vom Nervensystem	48
— Die Leibesübungen	13
Ziebarth, Kulturbild. a. griech. Städt.	131
Ziegler, Allgemeine Pädagogik	33
— Schiller	74
v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz u. Arbeiterversicherung	78

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Von Teil I und II sind erschienen:

Teil I, Abt. 1: **Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.** Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen. L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels. [XV u. 671 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—

Teil I, Abt. 3,1: **Die orientalischen Religionen.** Bearbeitet von: Edv. Lehmann, A. Ermau, C. Bezold, H. Oldenberg, J. Goldziher, A. Grünwedel, J. J. M. de Groot, K. Florenz, H. Haas. [VII u. 267 S.] 1906. Preis geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 9.—

Teil I, Abt. 4: **Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion.** Bearbeitet von: J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack, N. Bonwetsch, K. Müller, F. X. v. Funk, E. Troeltsch, J. Pohle, J. Mausbach, C. Krieg, W. Herrmann, R. Seeberg, W. Faber, H. J. Holtzmann. [XI u. 752 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—

Teil I, Abt. 6: **Systematische Philosophie.** Bearbeitet von W. Dilthey, A. Riehl, W. Wundt, W. Ostwald, H. Ebbinghaus, R. Eucken, Fr. Paulsen, W. Münch, Th. Lipps. [VIII u. 432 S.] 1907. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand geb. *M.* 12.—

Teil I, Abt. 7: **Die orientalischen Literaturen.** Mit Einleitung: Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker. Bearbeitet von: E. Schmidt, A. Ermau, C. Bezold, H. Gunkel, Th. Nöldeke, M. J. de Goeje, R. Pischel, K. Geldner, P. Horn, F. N. Finck, W. Grube, K. Florenz. [IX u. 419 S.] 1906. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand geb. *M.* 12.—

Teil I, Abt. 8: **Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** Bearbeitet von: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. 2. Aufl. [VIII u. 494 S.] 1907. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand gebunden *M.* 12.—

Teil II, Abt. 8: **Systematische Rechtswissenschaft.** Bearbeitet von: R. Stammler, R. Sohm, K. Gareis, V. Ehrenberg, L. v. Bar, L. v. Seuffert, F. v. Liszt, W. Kahl, P. Laband, G. Anschütz, E. Bernatzik, F. v. Martitz. [X, LX u. 526 S.] 1906. geh. *M.* 14.—, in Leinwand geb. *M.* 16.—

Probeheft und Spezial-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag versandt.

89-Ba103

Die Künstler-Steinzeichnung

(Original-Lithographie)

ist berufen, für das 20. Jahrhundert die gewaltige Aufgabe zu erfüllen, die der Holzschnitt im 15. und 16. Jahrhundert und der Kupferstich im 18. Jahrhundert erfüllt haben. Sie ist das einzige Vervielfältigungsverfahren, dessen Erzeugnisse tatsächlich Original-Gemälden vollwertig entsprechen. Hier bestimmt der Künstler sein Werk von vornherein für die Technik des Steindruckes, die eine Vereinfachung und kräftige Farbenwirkung ermöglicht, aber auch in gebrochenen Farbtönen den feinsten Stimmungen gerecht wird. Er überträgt selbst die Zeichnung auf den Stein und überwacht den Druck. Das Werk ist also bis in alle Einzelheiten hinein das Werk des Künstlers und der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Die Künstler-Steinzeichnung allein schenkt uns die so lange ersehnte Volkskunst. **Keine Reproduktion kann ihr gleichkommen an künstlerischem Wert.** Durch mechanische Vervielfältigung geht das eigentlich Künstlerische stets verloren, und indem zumeist auch noch die Farbe fehlt, werden die Werte der Komposition nicht unwesentlich geändert.

Gerade Werke echter Heimatkunst, die einfache Motive ausgestalten, bieten nicht nur dem Erwachsenen Wertvolles, sondern sind auch dem Kinde verständlich. Sie eignen sich deshalb besonders für das deutsche Haus und können seinen schönsten Schmuck bilden. Der Versuch hat gezeigt, daß sie sich in vornehm ausgestatteten Räumen ebensogut zu behaupten vermögen wie sie das einfachste Wohnzimmer schmücken. Auch in der Schule finden die Bilder immer mehr Eingang. Maßgebende Pädagogen haben den hohen Wert der Bilder anerkannt, mehrere Regierungen haben das Unternehmen durch Ankauf und Empfehlung unterstützt.

Den illustrierten Katalog mit ca. 140 farbigen Abbildungen stelle ich Interessenten gegen Einsendung von 20 Pfg. postfrei zur Verfügung.

Leipzig, Poststraße 3. **B. G. Teubner.**

Verzeichnis von B. G. Teubners farbigen Künstler-Steinzeichnungen.

Größere Blätter:

Erschienen sind ca. 80 Blätter, darunter:

Bildgröße 100×70 cm ℳ 6.—

Bantzer, Abend.
Bergmann, Seerosen.
Biese, Hünengrab — Im Stahlwerk b. Krupp.
Conz, Schwarzwaldtanne.
Du Bois-Reymond, Att. Landsch. (Akropolis).
Genzmer, Volkslied.
Georgi, Ernte — Pflügender Bauer.
Georgi, Postkutsche.
Hein, Am Webstuhl.
Herrmann, Seeblick.
Hoch, Fischerboote — Gletscher — Kiefern.
Kampmann, Mondaufgang — Herbstabend.
Kanoldt, Eichen.
Roman, Paestum — Röm. Campagna.
Schinnerer, Winterabend.
Schramm-Zittau, Schwäne.
Strich-Chapell, Lieb Heimatland ade — Herbst im Land — Dorf in Dünen — Mondnacht.
v. Volkmann, Wogendes Kornfeld.
Wieland, Matterhorn — Letztes Leuchten.

Bildgröße [illegible] cm ℳ [illegible]

Eichrodt, Säemann — [illegible] die Kapelle.
Fikentscher, Krähen im Schnee.
Georgi, Tiroler Vorsteher.
Hecker, Am Meeresstrand — [illegible] am Weiher.
Hein, Im Wasgenwald.
Herdtle, Heimkehr.
Kampmann, Abendrot.
Kuithan, Stille Nacht, heilige Nacht.
Leiber, Sonntagsstille.
Liebermann, Im Park.
Liner, Abendfrieden.
Matthaei, Nordseeidyll.
Munscheid, Winternacht.
Orlik, Rübezahl — Hänsel und Gretel.
Otto, Christus und Nikodemus — Maria und Martha.
Schacht, Einsame Weide.
Schinnerer, Waldwiese.
Strich-Chapell, Frühlingsgäste.

Kleinere Blätter:

Bildgröße 41×30 cm. Erschienen sind 34 Blätter, je ℳ 2.50, darunter:

Beckert, Sächsische Dorfstraße.
Bendrat, Aus alter Zeit — St. Marien in Danzig — Jakobskirche in Thorn — Ordenskomturei Marienwerder — Die Marienburg — Ruine Rheden.
Biese, Christmarkt — Einsamer Hof.
Fikentscher, Maimorgen.
Hein, Das Tal.
Herdtle, Vorfrühling.
Hildenbrand, Was der Mond erzählt.
Kampmann, Herbststürme — Feierabend.
Luntz, Altes Städtchen.
Petzet, Am Stadttor. Landend. Fischerboot.
Strich-Chapell, Blüh. Kastanien. Heuernte.
v. Volkmann, Frühling auf der Weide.
Zeising, Dresden.
Leinwandmappe m. 10 Bl. n. Wahl ℳ 28.—
Kartonmappe m. 5 Blätt. n. Wahl ℳ 12.—

Bunte Blätter:

Kleinste Künstlersteinzeichnungen.
Blattgröße 33×23 cm.
Erschienen sind 16 Blätter, je ℳ 1.—, darunter:

Biese, Verschneit.
Daur, Am Meer.
Fikentscher, Am Waldesrand.
Glück, Morgensonne im Hochgebirge.
Hildenbrand, Stilles Gäßchen.
Kampmann, Baumblüte — Bergdorf.
Knapp, Unter dem Apfelbaum.
Matthaei, In den Marschen.
Schroedter, Bergschlößchen.
In Furnierrahmen . . . . . ℳ 1.80
In massivem Rahmen . . . . . ℳ 3.—
Leinwandmappe mit 10 Blättern nach Wahl . . . . . ℳ 12.—
Kartonmappe mit 5 Blättern nach Wahl . . . . . ℳ 5.—

Wand-Friese:

Bildgröße 105×44 cm je ℳ 4.—

Rehm-Victor, Wer will unter die Soldaten — Wir wollen die goldene Brücke bauen — Schlaraffenland — Schlaraffenleben — Englein z. Wacht — Englein z. Hut.
Lang, Um die Wurst — Heiteres Spiel.
Herrmann, Im Moor — Aschenbrödel — Rotkäppchen.
Rahmen v. ℳ 2.— bis ℳ 17.— laut Katalog.

Porträts:

Größe [illegible] cm ℳ [illegible]

Bauer, Goethe — Schiller — Luther.
Kampf, Kaiser Wilhelm II.
Bauer, Kleines Schillerbild. Größe 19×29 cm. Preis 1 ℳ, in Furnierrahmen 2 ℳ, in massivem Rahmen 3 ℳ.

Rahmen:

Zu d. größ. Blättern ℳ [illegible] bis ℳ 17.— zu d. kleineren ℳ 2.— bis [illegible]

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 140 Blättern für 20 Pf. vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Urteile über B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen.

„. . . . Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil der vorhandenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargebotenen erkennen. Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche wollen, werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Dann sollte man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene Geschenke zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine derartige große Lithographie in den dazu vorrätigen Künstlerrahmungen ist ein **Geschenk, das auch den verwöhntesten Geschmack** befriedigt. An den kleinen Blättern erhält man für eine Ausgabe, die auch dem bescheidensten Geldbeutel erschwinglich ist, **ein dauernd wertvolles Geschenk.**“ (Türmer-Jahrbuch.)

O. Fikentscher: Krähen im Schnee 75×55 : 5 M.

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen ‘ästhetischen Bewegung’ entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den ‘Künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus’, den die Firma B.G.Teubner in Leipzig herausgibt. . . . Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften.“ (Kunstwart.)

„Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Öldruckbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenübertreten kann.“ (Die Hilfe.)

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes allen Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt.“ (Kunst für Alle.)

„. . . Es ist unseres Erachtens wertvoller, an dieser originalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verbilden und totes Wissen zu lernen, statt lebendige Kunst mitzuerleben.“ (Illustr. Zeitung.)